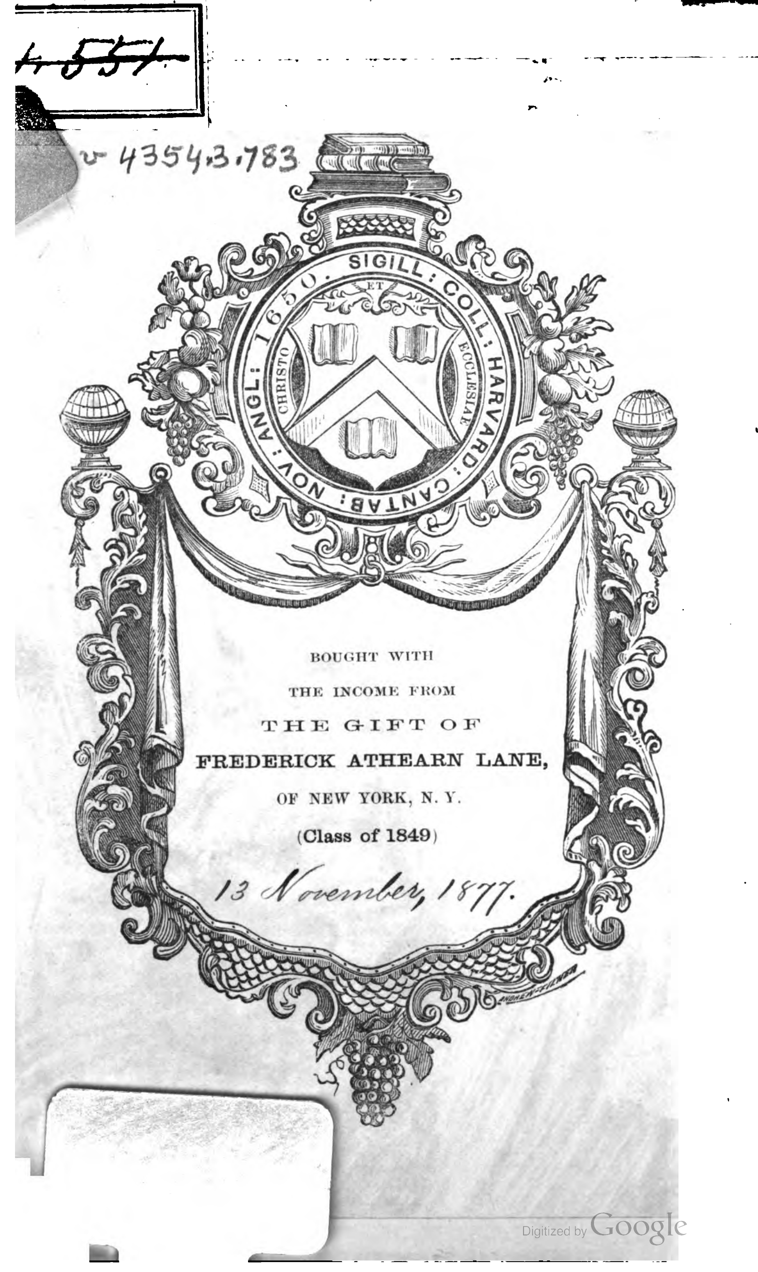

WIDENER
HN DPHM V


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
FREDERICK ATHEARN LANE,
OF NEW YORK, N. Y.
(Class of 1849)
13 November, 1877.



Drei Novellen

von

Iwan Turgénjew.

Drei Novellen

von

Iwan Turgénjew.

Deutsch von W. A. Polowinoff.

Inhalt:



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1872.

Der König Lear der Steppe.

Wir waren an einem Winterabend bei einem alten Universitätsfreunde versammelt. Das Gespräch kam auf Shakespeare. Es war ein hoher Genuß für uns, seine so tiefen wie wahren Gestaltungen, die gleichsam aus dem Innersten des menschlichen Wesens herausgebildet sind, wieder einmal vor uns vorüberziehen zu lassen. Wir bewunderten ihre ewige Frische, ihre Lebenswärme. Jeder von uns erinnerte sich, einem Doppelgänger Hamlets oder Othellos oder einem echten Fallstaff schon irgendwo begegnet zu sein, ja Einige von uns wollten in ihren Erlebnissen sogar Möglichkeiten von Richard dem Dritten und selbst Macbeth's entdeckt haben.

„Und ich, meine Herren," rief unser Wirth, ein schon älterer Mann, „ich kannte einen König Lear."

„Wie?" riefen wir etwas überrascht.

„In der That, meine Herren; wollen Sie, daß ich Ihnen von ihm erzähle?"

„Machen Sie uns dies Vergnügen," riefen wir, und unser Freund ließ sich nicht weiter bitten.

I.

Meine ganze Kindheit, fing er an, und meine erste Jugend bis zum fünfzehnten Jahre brachte ich, auf dem Lande, auf dem Gute meiner Mutter zu

einer reichen Gutsbesitzerin des Gouvernements ....
Wohl als der lebendigste Eindruck dieser schon entfernten Zeit blieb in meiner Erinnerung die Figur unseres nächsten Nachbars, eines gewissen Martin Petrowitsch Charloff. Dieser Eindruck könnte auch nur schwer verwischt werden; in meinem ganzen Leben bin ich seitdem etwas Charloff Aehnlichem nicht wieder begegnet. Stellen Sie sich einen Menschen von riesigem Wuchse vor. Auf seinem Rumpfe sitzt, ein wenig zur Seite, ohne Andeutung eines Halses, ein ungeheurer Kopf; darauf erhebt sich, beinahe von den struppigen Augenbrauen beginnend, ein ganzes Bündel wirrer, gelbgrauer Haare. Die Farbe des Gesichts spielte in's Aschgraue, die Gesichtshaut schien abgeschunden zu ein. Aus der Mitte desselben ragte, wie eine Beule, eine dicke Nase hervor, blitzten selbstbewußt die blauen kleinen Augen, und öffnete sich der ebenfalls kleine, aber schiefe Mund, gleicher Farbe mit dem Gesichte und mit geborstenen Lippen. Die Stimme, welche diesem Munde entstieg, war zwar ein wenig rauh, dafür aber auch desto kräftiger und lauter ... Ihr Klang erinnerte an das Klirren von Eisenstangen, die auf schlechtem Pflaster gefahren werden. Charloff's gewöhnliche Art zu sprechen war daher, als ob er bei starkem Wind über ein breites Thal hin Jemand etwas zuzurufen hätte. Es fiel schwer, den Ausdruck dieses Gesichts zu bestimmen, bei seinen Dimensionen war es mit einem Blicke gar nicht zu umfassen. Abstoßend war er jedoch nicht. Bei allem Sonderbaren und Ungewöhnlichen lag in ihm etwas Imposantes.

Was er für Hände hatte, wahre Kissen, und was für Finger, was für Füße! Ich erinnere mich, daß ich ohne respectvolle Angst weder auf seinen drei Ellen breiten Rücken noch auf seine Schulterblätter blicken konnte, die zwei Mühlsteinen glichen. Aber besonders staunte ich über seine Ohren. Sie sahen ganz Bretzeln ähnlich, mit denselben Krümmungen und Biegungen. Von diesen Ohren waren die Wangen an beiden Seiten förmlich in die Höhe gepreßt. Martin Petrowitsch trug Winter und Sommer dieselbe Casaquine aus grünem Tuch, um dieselbe einen Tscherkessengürtel geschnallt und bäuerische Stiefel. Ein Halstuch habe ich nie bei ihm gesehen; um was hätte er es auch binden sollen? Er athmete langsam und schwer wie ein Stier, aber bewegte sich ohne Geräusch. Trat er in ein Zimmer, so hätte man glauben mögen, er fürchte, Alles zu zerschlagen und umzustoßen. Er wechselte nur vorsichtig den Platz, meistens sich zur Seite bewegend und gleichsam schleichend. Er besaß eine wirklich herkulische Kraft und genoß in Folge dessen eine große Achtung im ganzen Umkreise: unser Volk liebt es, vor Riesen sich stets zu beugen. Ganze Legenden hatten sich über ihn gebildet: man erzählte, daß, als er einst allein einem Bären begegnete, er denselben niedergerungen, daß, als er in seinem Bienengarten einen Dieb aus einem anderen Dorfe getroffen, er ihn sammt Pferd und Wagen über den Zaun geschleudert habe, und Aehnliches.

Charloff selbst prahlte nie mit seiner Kraft. „Wenn ich eine gebenedeite Rechte habe, so war es

Gottes Wille!“ sagte er. Er war stolz, aber nicht auf seine Kraft, sondern auf seinen Stand, seine Herkunft, seinen Verstand und seine Menschenkenntniß.

„Unser Geschlecht kommt von „Wscheden“ her, (so sprach er das Wort Schweden aus); vom Wscheden Charlus stammt es ab,“ versicherte er. „Dieser kam während der Regierung des Iwan Wassiliewitsch des Dunklen (in der Zeit war es also!) nach Rußland, und dieser Wschede Charlus wollte kein finnischer Graf, sondern ein russischer Edelmann sein und hat sich in das goldene Buch eingezeichnet. Davon stammen wir, die Charloff's, ab!“

„Aber Martin Petrowitsch,“ versuchte ich ihm zu erwidern, „einen Iwan Wassiliewitsch den Dunklen hat es ja gar nicht gegeben; wir hatten nur einen Iwan Wassiliewitsch den Schrecklichen. Der Dunkle wurde aber der Großfürst Wassilij Wassiliewitsch genannt.“

„Lüge nur zu!“ antwortete mir Charloff, „wenn ich es sage, so ist es wahr!“

Einst fiel es meiner Mutter ein, ihn wegen seiner wirklich merkwürdigen Uneigennützigkeit in's Gesicht zu loben.

„Sie haben, Natalia Nicolaewna!“ rief er beinahe ärgerlich, „auch was Gescheidtes gefunden, mich zu loben! Wir Edelleute können nicht anders, damit nicht ein Bauer, ein unterthäniger Mensch über uns etwas Schlechtes zu denken wage! Ich — Charloff, führe meine Familie von da her — (hier zeigte er mit dem Finger ganz hoch über sich auf die Decke) und ich soll

keine Ehre besitzen?! Wie wäre denn das möglich?"
Ein anderes Mal fiel es einem bei meiner Mutter zu Gaste weilenden hohen Beamten ein, sich über Martin Petrowitsch lustig zu machen. Dieser erzählte wieder vom „Wscheden" Charlus, der nach Rußland gekommen war . . .

„Unter dem Bohnen-König!" unterbrach der Beamte.

„Nein, nicht unter dem Bohnen-König, sondern unter dem Großfürsten Iwan Wassiliewitsch dem Dunklen."

„Und ich meine," fuhr die hohe Persönlichkeit fort, „daß Ihr Geschlecht noch älter sei, und selbst in die Zeit vor der Sündfluth reicht, als es noch Mastodonten und Megaloterien gab."

Diese gelehrten Bezeichnungen waren Martin Petrowitsch fremd, aber er bemerkte doch, daß der hohe Beamte über ihn herziehe.

„Das kann sein!" rief er, „unser Geschlecht ist wirklich sehr alt. Als mein Großahn nach Moskau kam, da lebte dort, wie man erzählt, ein Narr, der Eurer Excellenz in nichts nachgab, und solche Narren werden nur einmal in tausend Jahren geboren!"

Die hohe Persönlichkeit wurde wüthend, Charloff aber warf den Kopf zurück, bewegte sein Kinn nach vorne, lachte auf und entfernte sich eiligst. Zwei Tage darauf erschien er wieder. Meine Mutter machte ihm Vorwürfe.

„Es war eine Lection für ihn," unterbrach Charloff, „dränge dich nicht blindlings heran, frage erst, mit

wem du zu thun hast. Er ist noch zu jung, man muß ihn noch belehren!“ Der Beamte war gleichen Alters mit Charloff; diesem Riesen galten aber alle Anderen für noch nicht ausgewachsen. Er rechnete zu viel auf sich selbst und hatte entschieden vor Niemandem Angst. „Kann man denn mir etwas anhaben? Wo wird sich auf der Welt ein Mensch dazu finden?“ pflegte er zu fragen und ließ dann plötzlich ein kurzes, aber betäubendes Lachen erschallen.

II.

Meine Mutter war sehr wählerisch in ihrem Umgange, aber Charloff empfing sie mit besonderer Freundlichkeit und sah ihm Vieles nach; er hatte ihr nämlich vor etwa fünf und zwanzig Jahren das Leben gerettet, indem er ihren Wagen am Rande eines tiefen Abgrundes aufhielt, in den die Pferde bereits gestürzt waren. Die Strang- und Geschirrriemen waren gerissen, aber Martin Petrowitsch hatte das ergriffene Rad nicht aus den Händen gelassen, obwohl das Blut ihm aus den Nägeln spritzte. Durch meine Mutter war er auch verheiratet worden, und zwar mit einer siebzehnjährigen Waise, die sie in ihrem Hause erzogen hatte; er selbst war damals ein Vierziger. Die Frau des Martin Petrowitsch war kränklich und zart; man sagte, er habe sie auf seiner Handfläche in sein Haus getragen; auch dauerte ihre Ehe nicht lange. Doch hinterließ sie ihm zwei Töchter. Auch nach dem Tode der Gattin des Martin Petrowitsch erwies meine Mutter dem Letzteren allerlei Gefälligkeiten, sie sorgte,

daß seine älteste Tochter in das Gouvernements-Pensionat aufgenommen wurde, wählte späterhin einen Gatten für dieselbe, und hatte bereits für die zweite gleichfalls einen solchen in Aussicht genommem.

Charloff war ein tüchtiger Wirth, er besaß circa sechshundert Morgen Land und hatte sich allmälig sehr gut darauf eingerichtet. Er erfreute sich des vollsten Gehorsams seiner Bauern. Wegen seiner Wohlbeleibtheit ging er beinahe niemals zu Fuß: die Erde trug ihn nicht. Er fuhr immer auf einem niedrigen Rennwagen umher, und lenkte selbst sein Pferd, eine magere dreißigjährige Stute mit einer ungeheuren Wundnarbe auf der Schulter. Sie hatte diese Wunde in der Schlacht bei Borodino unter einem Wachtmeister der Garde-Cavallerie davongetragen.

Das arme Thier hinkte beständig, und zwar auf allen vier Füßen zugleich; im Schritt zu gehen, war ihm unmöglich, es trippelte einen hüpfenden Trapp; es fraß Beifuß und Wermuth an den Grenzreihen — eine Eigenthümlichkeit, die ich bei anderen Pferden nicht bemerkt habe. Ich erinnere mich, daß es mir stets ein Räthsel gewesen, wie dieser halblebende Klepper die ungeheure Last bewegen konnte, ich wage übrigens nicht zu sagen, mit wie vielen Centnern das Gewicht unseres Nachbars berechnet wurde. Hinter dem Rücken des Martin Petrowitsch befand sich auf dem Rennwagen sein pechschwarzer Laufbursche Maksimka. Wie er mit dem Gesicht und seinem ganzen Körper sich dicht an seinen Herrn schmiegte, mit den nackten Beinen sich auf die hintere Achse des Wagens stemmend, glich

er einem Blatte oder Insecte, das zufällig an die sich vor ihm erhebende riesige Masse angeweht worden war.

Derselbe Laufbursche rasirte einmal in der Woche Martin Petrowitsch. Man erzählte, daß er sich bei der Ausführung dieser Operation auf den Tisch stelle, und Witzbolde behaupteten, daß er dabei um das Kinn seines Herrn herumlaufen müsse. Charloff liebte es nicht, lange zu Hause zu sitzen, und daher sah man ihn oft umherfahren, stets in demselben Wagen, die Leinen in der einen Hand, die andere aber, den Ellbogen nach vorne, keck auf sein Knie gestemmt und mit einer ganz kleinen Mütze auf der Spitze seines Kopfes. Er blickte mit seinen kleinen Bärenaugen munter umher, fuhr mit seiner dröhnenden Stimme sämmtliche vorüberfahrende Bauern, Städter und Kaufleute an, schickte den Priestern, denen er nicht grün war, fromme Wünsche nach und ließ einmal, als er mir begegnete (ich war mit der Flinte ausgegangen) solch' einen Jagdruf gegen einen neben dem Wege liegenden Hasen los, daß mir die Ohren bis zum Abend davon gellten.

III.

Meine Mutter empfing, wie ich bereits gesagt habe, Martin Petrowitsch mit Freundlichkeit; sie wußte, welche tiefe Achtung er für sie hegte. „Herrin, gnädige Frau, unserer Felder Frucht“ nannte er sie. Pries er sie als seine Wohlthäterin, so sah meine Mutter ihrerseits in ihm einen ihr ergebenen Riesen, der nöthigenfalls sich keinen Augenblick bedenken würde, allein

gegen einen ganzen Haufen empörter Bauern für sie einzutreten, und obgleich die Möglichkeit eines solchen Conflicts gar nicht nahe lag, so wäre es doch nach den Ansichten meiner Mutter nicht richtig gewesen, in Ermangelung des Gatten, den sie früh verloren, einen solchen Beschützer, wie Martin Petrowisch zu unterschätzen. Er war außerdem ein grader Mensch, der sich bei Niemandem einzuschmeicheln suchte, keine Schulden machte und keinen Wein trank. Auch war er nicht ohne alle Bildung, obgleich er gar keine Erziehung bekommen hatte. Martin Petrowitsch genoß das volle Vertrauen meiner Mutter; als sie daran dachte, ihr Testament zu machen, wählte sie ihn zum Zeugen, und er mußte nach Hause fahren, blos um seine eiserne Brille mit den runden Gläsern, ohne die er nicht schreiben konnte, zu holen; aber auch mit der Brille auf der Nase gelang es ihm kaum im Zeitraume einer Viertelstunde, seinen Rang, Tauf-, Vaters- und Familiennamen, in ungeheuern viereckigen Buchstaben mit Abkürzungen und Verzierungen unter Stöhnen und Schwitzen auf's Papier zu bringen. Als seine Arbeit vollendet war, erklärte er, er sei müde und: „Schreiben oder Flöhe fangen sei dasselbe für ihn."

Ja, meine Mutter achtete ihn ... aber weiter als bis in's Speisezimmer ließ man ihn nicht kommen. Ein allzu starker Duft zog ihm nämlich voran: ein Duft nach Erde, nach Waldwildniß, nach Morast. „Ein wahrhaftiger Waldteufel!" sagte von ihm meine alte Bonne. Beim Mittagsessen wurde für Martin Petrowitsch ein besonderer Tisch in die Ecke gestellt; er

fühlte sich dadurch nicht beleidigt — er wußte, wie es Anderen neben ihm zu sitzen unbequem war — und er selbst konnte da freier schalten, auch aß er so, wie wohl Niemand seit Polyphem. Man beobachtete die Vorsicht, ihm allein gleich beim Anfang des Mittag-Essens einen Topf mit wohl sechs Pfund Grütze zu serviren.

„Du wirst mich sonst durch Essen ruiniren!“ scherzte meine Mutter.

„Ich bringe es auch zu Stande!“ antwortete er lächelnd.

Meine Mutter liebte, seinen Mittheilungen über Wirthschaftsfragen zuzuhören, konnte jedoch nicht lange seine Stimme aushalten.

„Was ist mit Dir, mein Lieber!“ rief sie, „Du mußt Dich davon curiren! Du hast mich ganz betäubt. Du Trompete, Du!“

„Natalia Nicolaewna, meine Wohlthäterin!“ pflegte Martin Petrowitsch zu antworten, „über meine Kehle habe ich keine Macht! Und welche Arznei könnte bei mir wirken — urtheilen Sie selber? Ich werde lieber für ein Weilchen schweigen.“

Ich meine auch, daß keine Arznei auf Martin Petrowitsch gewirkt hätte; er war übrigens nie krank.

Zu erzählen verstand er nicht und liebte es nicht. „Von langen Reden kriegt man kurzen Athem!“ bemerkte er tadelnd. Nur wenn man ihn auf das Jahr 1812 brachte (er hatte in den Freischaaren gedient und eine bronzene Medaille bekommen, die er an Festtagen an dem Bande des Wladimir-Ordens trug), wenn man

ihn über die Franzosen ausfragte, dann erzählte er einige Anekdoten, obgleich er stets versicherte, daß wirkliche Franzosen nie nach Rußland gekommen wären, blos Marodeure wären vom Hunger getrieben, hereingelaufen, und von diesem Pack hätte er viele in den Wäldern todtgeschlagen.

IV.

Auch dieser unerschütterliche, selbvertrauende Riese hatte seine Augenblicke melancholischen Nachdenkens. Ohne jeden sichbaren Grund fing er manchmal sich zu langweilen an, schloß sich dann in sein Zimmer ein und summte — ja summte allein wie ein ganzer Bienenschwarm; oder er rief seinen Laufburschen Maksimka und befahl ihm, aus dem einzigen Stück Literatur, das sich in sein Haus verirrt hatte, einem einzelnen Theil der „Muße des Fleißigen" von Nowikowsky, laut vorzulesen — oder zu singen. Und Maksimka, der durch merkwürdiges Spiel des Zufalles dahin gelangt war, silbenweise lesen zu können, begann mit dem üblichen Entzweihauen der Wörter und Umstellung des Accentes, Phrasen wie die folgende vorzuschreien: „ab-er ein leiden-schaft-lich-er Mann macht aus die-sér lee-rén Stel-lé, die er in den We-sen fin-det, ganz entge-gengesetz-te Schlüsse. Jedes Wesen für sich, sagte er sich, ist nicht im Stande mich glücklich zu machen!" u. s. w. *).

*) „Muße des Fleißigen." Periodische Zeitschrift, Moskau 1785. Band 3, p. 23, Z. 11.

Oder er singt mit sehr dünner Stimme, von der man nur einzelne Laute wie: „i . . a . . e . . . la . . ꝛc. hören konnte. Martin Petrowitsch aber nickt mit dem Kopfe, äußert etwas von der Vergänglichkeit des Daseins, „daß Alles in sich zerfallen, wie unnütziges Kraut ausdorren, vergehen und nicht mehr sein werde!“ Er hatte zufällig ein Bild in die Hände bekommen, das ein brennendes Licht darstellte, auf welches von allen Seiten die Winde mit vollen Wangen bliesen. Unter dem Bilde befanden sich die Worte: „Das ist das menschliche Leben.“ Das Bild gefiel ihm ungeheuer. Es hing in seinem Arbeitszimmer, aber zu gewöhnlichen Zeiten, bei Abwesenheit der melancholischen Stimmung, war die Vorderseite zur Wand gekehrt, damit es ihn nicht verwirre. Charloff, dieser Koloß, hatte Angst vor dem Tode! Zur Hilfe der Religion, zum Gebet griff er selbst während der Melancholieanfälle nur selten und glaubte durch seine Verstandeskraft ihrer Herr werden zu können. Er war durchaus nicht religiös, man sah ihn nur selten in der Kirche, doch versicherte er, daß er nur deshalb nicht hingehe, weil er wegen seines Körperumfanges Andere hinauszudrängen befürchte. Gewöhnlich endete der Anfall damit, daß Martin Petrowitsch zu pfeifen anfing — und plötzlich mit donnernder Stimme seinen Wagen anzuspannen befahl und in die Nachbarschaft fuhr. Dann pflegte er die Hand, in welcher die Zügel nicht lagen, über seinem Hute zu schwenken, als ob er damit sagen wollte, daß jetzt ihm Alles einerlei sei; er war eben Russe durch und durch.

V.

Leute, welche die Kraft eines Martin Petrowitsch besitzen, sind gewöhnlich phlegmatisch; er jedoch erhitzte sich im Gegentheil sehr leicht, namentlich brachte ihn außer sich ein gewisser Bitschkoff, der Bruder seiner verstorbenen Frau, der sich in unserem Hause als Hofnarr oder Parasit eingenistet hatte. Von seinen Kindesbeinen an hatte man ihn stets nur „Souvenir“ genannt und so blieb er auch für Alle „Souvenir“, selbst für die Diener, welche ihn übrigens „Souvenir Thimotheewitsch“ nannten. Seinen wirklichen Namen schien er selbst nicht zu kennen.

Es war ein elender, von Allen verachteter Mensch, mit einem Wort ein Schmarotzer. An der einen Seite des Mundes fehlten ihm alle Zähne, deshalb schien auch sein kleines, runzliches Gesicht schief zu sein. Er machte sich stets etwas zu schaffen, mischte sich in Alles; bald schmiegte er sich in das Mägdezimmer, bald in das Wirthschaftsamt hinein, bald ist er beim Pfaffen, bald beim Dorfältesten; überall jagt man ihn weg, er aber macht sich möglichst klein, spitzt seine schiefen Augen und lacht so widerwärtig, so wässrig, als ob er eine Flasche spühle. Es schien mir immer, daß Souvenir, hätte er Vermögen gehabt, ein scheuslicher Mensch, sittenlos, boshaft, ja grausam geworden wäre. Die Armuth hatte ihm nothgedrungen die Flügel gestutzt. Trinken durfte er nur an Feiertagen; auf den Befehl meiner Mutter kleidete man ihn aber sehr anständig, weil er Abends ihre Partie Piquet oder

Boston bilden half. Souvenir wußte nichts, als ewig zu wiederholen: „Erlauben Sie, ich werde sofort —" „Was sofort?" fragte ihn ärgerlich meine Mutter. Er bekommt Angst, nimmt eine unterthänige Miene an und flüstert: „Wie Sie befehlen!" Unter der Thüre lauschen, klatschen und namentlich sticheln und necken, waren seine einzigen Sorgen, und er stichelte in einer Weise, als ob er sich für etwas zu rächen hätte. Martin Petrowitsch nannte er „Brüderchen" und war stets wie der leibhaftige Teufel hinter ihm her. „Weßhalb haben Sie die Schwester Margarita Timotheewna in die andere Welt befördert?" pflegte er ihn anzufallen, sich vor ihm drehend und giftig lachend. Einst saß Martin Petrowitsch im Billardzimmer, dem kühlsten des ganzen Hauses, in dem Niemand je eine Fliege gesehen hatte, und welches deshalb von unserem Nachbar, einem Feinde der Hitze und Sonne, sehr geschätzt wurde. Er hatte seinen Platz zwischen dem Billard und der Wand. Souvenir trippelte um ihn herum, neckte ihn, schnitt ihm Gesichter. . . . Martin Petrowitsch wollte ihn wegstoßen — und bewegte beide Hände wie abwehrend gegen ihn nach vorne, Souvenir gelang es zu seinem Glücke, ihm zu entwischen — die Hände seines Brüderchens stießen sich am Billardrande und das schwere ländliche Billard stürzte zu Boden trotz der sechs Schrauben die dasselbe festzuhalten bestimmt waren . . . Zu welchem Brei wäre Souvenir verwandelt worden, wäre er unter die mächtigen Hände gerathen!

VI.

Ich war immer neugierig, Martin Petrowitsch's Wohnort und Haus zu sehen. Einst schlug ich ihm vor, ihn zu Pferde bis Eskowo, so hieß sein Gut, zu begleiten. „Ah! Du willst Dir meine Wirthschaft ansehen," sagte Martin Petrowitsch, „gut, ich will Dir den Garten, das Haus, die Tenne, Alles zeigen. Ich habe was zu zeigen!" Wir machten uns auf den Weg. Von unserem Gut bis Eskowo ist's kaum eine viertel Meile. „Da ist sie, meine Herrschaft!" donnerte Martin Petrowitsch, sich anstrengend, seinen unbeweglichen Kopf mir zuzudrehen und mit der Hand nach rechts und links deutend. „Das Alles ist mein!" Charloff's Gutshof befand sich auf einer sacht aufsteigenden Anhöhe, an deren Fuße, einem kleinen Teiche entlang, einige schlichte Bauernhäuschen standen. Beim Teiche schlug eine alte Frau im carrirten Unterrock auf dem Floß stehend mit dem hölzernen Schlägel die ausgewundene Wäsche.

„Aksinja!" dröhnte Martin Petrowitsch's Stimme, und ein Schwarm Krammetsvögel erhob sich vom anliegenden Haferfelde. „Du wäschst wohl Deinem Manne die Hosen?"

Die Frau drehte sich jählings um und verbeugte sich tief.

„Ja, die Hosen, Herr," hörte man ihre schwache Stimme.

„So ist es gut! Sieh' hierher," fuhr Martin Petrowitsch fort, sich zu mir wendend, als wir bei

einem halb verfaulten Zaune vorbeitrabten, „das ist mein Hanf — und jener da gehört den Bauern; siehst Du den Unterschied? Und das ist mein Garten, die Aepfel- und die Birnenbäume habe ich selbst gepflanzt. Früher war hier kein Baum zu sehen. So macht man es, lerne!"

Wir fuhren in den mit Brettern umzäunten Hof. Gerade dem Thore gegenüber erhob sich ein ganz altes, kleines Häuschen mit Strohdach und einem Balcon auf dünnen Säulen; etwas seitwärts stand ein anderes, ganz neues, mit einem kleinen Aufbau oben in der Mitte; es machte aber den Eindruck ziemlicher Gebrechlichkeit.

„Lerne hier wiederum," sagte Charloff, „siehst Du, in welcher Hütte unsere Väter gewohnt haben und was für einen Palast ich mir erbaut habe!"

Dieser Palast sah jedoch einem Kartenhäuschen ähnlich. Ungefähr fünf bis sechs Hunde, einer zottiger und unförmlicher als der andere, empfingen uns mit Gebell.

„Schäferhunde," bemerkte Charloff. „Echte aus der Krim! Kuscht euch, verfluchte! Wartet — ich hänge euch alle auf!"

Auf dem Balcon des neuen Hauses zeigte sich ein junger Mensch im langen Rock von Nanking, der Mann der ältesten Tochter des Martin Petrowitsch. Er kam schnell zum Wagen herab, half ehrerbietig dem Schwiegervater herunter und gab sich selbst den Anschein, als wolle er mit der einen Hand den Riesenfuß ergreifen, den dieser, nach vorne geneigt, mit einer Art

von Anschwung über das Sitzbrett auf die Erde setzte; nachdem half er mir vom Pferde.

„Anna!“ rief Charloff, „der Sohn der Natalia Nikolaewna ist zu uns gekommen; man muß ihn bewirthen. Und wo ist Eulampia?“

(Anna hieß die ältere, Eulampia die jüngere Tochter.)

„Sie ist nicht zu Hause; sie ist auf das Feld gegangen, Kornblumen zu pflücken,“ antwortete Anna sich im Fenster bei der Thüre zeigend.

„Gibt es frischen Käse?“ fragte Charloff.

„Ja wohl.“

„Auch Sahne?“

„Ebenfalls.“

„Bringe Alles auf den Tisch; und ich will Ihnen unterdessen mein Arbeitszimmer zeigen, kommen Sie hieher,“ fügte er hinzu, sich zu mir wendend und mit dem Zeigefinger mich herbeiwinkend. Bei sich zu Hause redete er mich nicht mit „Du“ an, als Wirth wollte er höflich sein. Er führte mich durch den Corridor. — „Hier hause ich,“ sagte er, seitwärts durch eine breite Thür schreitend. „Das ist mein Zimmer. Seien Sie willkommen!“

Das Arbeitszimmer war ein großes, nicht tapezirtes und beinahe ganz leeres Zimmer; an den Wänden hingen an unegal eingeschlagenen Nägeln zwei Peitschen, ein dreieckiger vergilbter Hut, eine einläufige Flinte, ein Säbel, ein seltsames Pferdegeschirr mit großen Blechknöpfen und das Bild, ein brennendes Licht mitten unter den Winden darstellend. In einer Ecke stand ein hölzerner Divan, eine bunte Decke darüber. Hunderte

von Fliegen summten oben unter der Decke des Zimmers; übrigens war es kühl in demselben, nur herrschte hier unvermischt jener besondere Erdgeruch, welcher Martin Petrowitsch überall begleitete.

„Wie gefällt Dir das Arbeitszimmer?“ fragte nun Charloff.

„Sehr gut.“

„Sieh', hier hängt ein holländisches Pferdegeschirr,“ fuhr Charloff fort, wieder mich dutzend. „Ein prachtvolles Pferdegeschirr! Ich habe es bei einem Juden eingetauscht. Betrachte es ordentlich.“

„Es ist wunderschön.“

„Ein besseres kann man für die Wirthschaft nicht bekommen! Rieche doch .... was für ein Leder!“

Ich roch daran. Es roch nach ranzigem Thran.

„Setzen Sie sich doch da auf den Stuhl, seien Sie hier zu Hause,“ sagte Charloff und ließ sich selber auf den Divan nieder. Er schien einzuschlafen, denn er schloß die Augen, ja schnarchte selbst ein wenig. Ich betrachtete ihn schweigend und konnte ihn nicht genug bewundern. „Ein Berg, ein wirklicher Berg!“ dachte ich. Plötzlich regte er sich. „Anna!“ schrie er, und dabei hob und senkte sich sein mächtiger Bauch wie die Welle auf dem Meere. „Was machst Du? Beeile Dich! Oder hast Du es nicht gehört?“

„Alles ist fertig, Vater, kommen Sie nur herein!“ ließ sich die Stimme der Tochter vernehmen.

Ich war überrascht über die Schnelligkeit, mit der die Befehle des Martin Petrowitsch ausgeführt wurden, und begab mich mit ihm in das Speisezimmer, wo auf

dem mit rothem und weißgeränderte Tischtuche bedeckten Tische schon ein Imbiß bereit stand: Käse, Sahne, Weißbrot, zerstoßener Zucker mit Ingwer. Während ich mit dem Käse beschäftigt war, hatte Martin Petrowitsch, nachdem er: „Iß, mein Lieber, iß, verachte unser Dorfessen nicht! gemurmelt, sich wieder in die Ecke gesetzt und war wieder eingeschlummert. Vor mir stand unbeweglich mit gesenkten Augen Anna Martinowna und durch das Fenster konnte ich sehen, wie ihr Mann mein Reitpferd im Hofe herumführte, und eigenhändig die Trensenkette desselben rieb.

VII.

Meine Mutter war der ältesten Tochter Charloff's nicht gewogen, sie nannte dieselbe „die Stolze," und wirklich erschien Anna Martinowna fast nie bei uns, um ihre Ehrerbietung zu bezeugen und verhielt sich in Anwesenheit der Mutter gemessen und kalt, obgleich sie derselben ihre Erziehung im Pensionat, ja selbst ihren Mann verdankte; an ihrem Hochzeitstage hatte sie sogar von meiner Mutter fünfhundert Rubel und einen gelben, allerdings schon getragenen türkischen Shawl erhalten. Sie war eine Frau von mittlerem Wuchs, mager, aber sehr lebendig und flink in ihren Bewegungen, mit dichtem, braunem Haare; ihr schönes, brünettes Antlitz mit mattblauen Augen machte einen eigenthümlich angenehmen Eindruck. Sie hatte eine gerade und feine Nase, dünne Lippen und ein spitz zulaufendes Kinn. Jeder, der sie ansah, dachte sicherlich: „Wie klug Du bist, aber auch wie böse!" Und bei allem Diesem hatte

sie etwas Anziehendes, selbst einige Muttermale, die auf ihrem Gesichte bemerkbar waren, kleideten sie und erhöhten die Empfindungen, die sie erweckte. Die Hände in das Busentuch gelegt, betrachtete sie mich verstohlen von oben nach unten (ich saß, sie stand); ein Lächeln, das nichts Gutes verrieth, flog bald über ihre Lippen, bald über ihre Wangen, welche lange Augenwimpern beschatteten. „Ach, Du verzogenes Herrchen!“ schien dies Lächeln ausdrücken zu wollen. Jedesmal, wenn sie Athem holte, erweiterten sich die Nasenflügel, was ganz eigenthümlich aussah, doch meinte ich, daß, wenn Anna Martinowna mich lieben oder mich mit ihren dünnen, zarten Lippen küssen wollte — ich vor Wonne zur Decke springen würde! Ich wußte, daß sie sehr streng und eigen war, daß die Bauernfrauen und Mägde sie wie das liebe Feuer fürchteten — das ging mich aber nichts an! Anna Martinowna beunruhigte meine Phantasie! . . . Übrigens war ich erst fünfzehn Jahre . . . und in diesem Alter . . .

Martin Petrowitsch regte sich wieder. „Anna!“ rief er „klimpre uns etwas auf dem Piano vor, die jungen Herren lieben das!“

Ich sah mich um: ein elendes Zerrbild eines Pianoforte fand sich wirklich im Zimmer.

„Zu Befehl, Vater,“ antwortete Anna Martinowna. „Was soll ich spielen? das wird den Herrn nicht amusiren.“

„Was hast Du im Pensionat gelernt?“

„Ich habe Alles vergessen — auch sind die Saiten gesprungen.“

Anna Martinowna hatte eine angenehme, helle

Stimme: der Ton derselben war ein wenig klagend .. und erinnerte etwas an den, welchen die Raubvögel hören lassen.

„Nun," brummte Martin Petrowitsch und dachte nach . . . „Nun," fing er wieder an, „wollen Sie denn nicht meine Tenne besehen, dieselbe in Augenschein nehmen? Wolodka wird Sie begleiten. He Du, Wolodka!" rief er seinem Schwiegersohn, der noch immer mit meinem Pferde auf dem Hofe herumging, „begleite den Herrn zu der Tenne und führe ihn überhaupt umher: zeige ihm meine Wirthschaft. Ich aber will mein Schläfchen machen. Auf glückliches Wiedersehen!"

Er ging hinaus, ich folgte ihm. Anna Martinowna fing sofort, wie ärgerlich, den Tisch aufzuräumen an. An der Thürschwelle drehte ich mich um und verbeugte mich: sie schien es nicht zu bemerken, nur glaubte ich, daß sie noch boshafter lächelte.

Ich nahm dem Schwiegersohne Charloff's mein Pferd ab und führte es am Zügel. Wir kamen zur Tenne — aber da hier nichts besonders Merkwürdiges zu finden war, und er bei mir, einem jungen Knaben, keine außerordentliche Liebe zur Landwirthschaft vermuthen konnte, so gingen wir durch den Garten zum Dorfwege zurück.

VIII.

Der Schwiegersohn von Charloff war mir bereits bekannt. Er hieß Wladimir Wassiliewitsch Sletkin. Er war eine Waise, der Sohn eines kleinen Beamten, der die Geschäfte meiner Mutter besorgt hatte, und

daher auch ihr Zögling. Nachdem er die Kreisschule verlassen, hatte er zunächst in unserm Wirthschaftsamt gearbeitet; später fand man bei dem kaiserlichen Proviantmagazin eine Stelle für ihn, und endlich hatte man ihn mit der Tochter Charloff's verheiratet. Meine Mutter nannte ihn „Judenbengel" und wirklich erinnerte er durch sein krauses Haar und seine schwarzen, stets feuchten, gekochten Pflaumen ähnlichen Augen, durch seine Habichtsnase und seinen breiten Mund an den jüdischen Typus, nur war er sehr weiß und machte im Ganzen den Eindruck eines recht hübschen Menschen. Er war äußerst gefällig, aber nur, so lange es nicht seinen Vortheil berührte. In solchem Falle verlor er den Kopf, ja er weinte sogar; einer Bagatelle wegen war er im Stande, den ganzen Tag zu jammern, hundertmal an ein gegebenes Versprechen zu erinnern, sich beleidigt zu fühlen und zu stöhnen, wenn es nicht sofort erfüllt wurde. Er liebte, mit der Flinte umherzuschweifen, und wenn es ihm gelang, einen Hasen oder eine Ente zu erlegen, so steckte er mit großer Befriedigung seine Beute in die Jagdtasche und pflegte dabei auszurufen: „Nun jetzt, Kindchen, entgehst Du mir nicht! Jetzt wirst Du mir von Nutzen sein!"

„Ein schönes Pferd haben Sie da," sagte er mit seiner schleppenden Stimme, mir in den Sattel helfend. „Hätte ich doch so ein Pferd! Doch wie soll ich dazu kommen? Dies Glück ist nicht für mich. Wenn Sie doch Ihre Frau Mutter darum bitten . . . sie daran erinnern wollten!"

„Hat sie denn Ihnen eins versprochen?"

„O, hätte sie es gethan! nein, aber ich glaubte, daß sie in ihrer großen Güte . . .“

„Wenden Sie sich doch lieber an Martin Petrowitsch?“

„An Martin Petrowitsch?“ wiederholte langsam Sletkin, „Ihm gelte ich nicht mehr als ein elender Laufbursche wie Maksimka! Er hält uns ganz schrecklich knapp, keinen Dank bekommt man von ihm für all' die große Mühe . . .“

„Ist das wahr?“

„Bei Gott! Wenn er etwas abgeschlagen und gesagt hat: „Mein Wort ist heilig!“ so ist es für allemal zu Ende. Man bitte oder bitte nicht, man kommt zu nichts. Anna Martinowna, meine Frau, genießt auch nicht dieselbe Gunst wie Eulampia Martinowna.“

„Ach Gott, mein Gott!“ unterbrach er sich plötzlich in Verzweiflung die Hände zusammenschlagend. „Sehen Sie hierher! einen ganzen Scheffel Hafers, unseres Hafers, hat ein Bösewicht abgemäht! Canaille! Leben Sie nun unter diesen Leuten! Räuber sind es, wirkliche Räuber! Richtig sagt das Volkssprüchlein: „Traue nicht dem Eskowo, Béskowo, Erina, Belina!“ (so hießen die vier Nachbardörfer) Gott, Gott, ist das ein Unglück! Das gibt ja einen Schaden von anderthalb oder gar zwei Rubeln!“

In der Stimme Sletkin's war förmliches Schluchzen; ich gab dem Pferde die Sporen und ritt von ihm weg.

Noch konnte ich sein Wimmern vernehmen, als ich plötzlich bei einer Biegung des Weges der zweiten

Tochter Charloff's, Eulampia, begegnete, welche, wie Anna Martinowna gesagt hatte, in's Feld nach Kornblumen gegangen war. Ein dichter Kranz dieser Blumen umgab ihren Kopf. Wir wechselten schweigend Grüße. Eulampia war wie ihre Schwester sehr hübsch, nur auf andere Art. Sie war von hohem Wuchs, kräftig gebaut; Alles war groß bei ihr: der Kopf, die Füße, die Hände, die schneeweißen Zähne und namentlich die hervortretenden, umschleierten, dunkelblauen Augen, trotz einiger übertriebenen Dimensionen (nicht umsonst war sie die Tochter von Martin Petrowitsch), war sie dennoch schön. Sie wußte augenscheinlich nicht, was sie mit ihrem blonden Haargeflechte anfangen sollte und trug es dreifach um die Stirne gewunden. Ihr Mund war wunderschön, frisch wie eine Rose, dunkelroth gefärbt und wenn sie sprach, so hob sie allerliebst die Mitte der Oberlippe. Doch lag in dem Ausdruck ihrer großen Augen etwas Strenges, ja Wildes. „Reines, freies Kosakenblut!" sagte Martin Petrowitsch von ihr. Ich fürchtete sie ein wenig... Diese colossale Schönheit erinnerte mich zu sehr an ihren Vater.

Ich ritt weiter und hörte, wie sie mit gleichmäßiger, voller, ein wenig scharfer und ungeschulter Stimme zu singen anfing. Dann verstummte sie. Ich wandte mich um und sah von der Anhöhe aus, wie sie neben dem Schwiegersohne Charloff's, vor dem beraubten Haferfelde stand. Sletkin bewegte seine Hände hin und her, dieselben bald gegen sie, bald gegen den Hafer richtend.

Sie stand unbeweglich. Die Sonne übergoß sie mit ihren Strahlen und der Kornblumenkranz auf ihrem Haupte verbreitete weithin einen bläulichen Schimmer um ihre hohe Gestalt.

IX.

Ich habe wohl bereits erwähnt, daß meine Mutter auch für diese Tochter Charloff's einen Mann in Aussicht genommen hatte. Es war der ärmste aller unserer Nachbarn, der Major a. D. Gawril Fedulitsch Gitkoff, ein nicht mehr junger Mann oder, wie er sich nicht ohne Selbstgefallen und gleichsam zu seiner Empfehlung ausdrückte, „mit allen Hunden gehetzt."

Er konnte kaum lesen und schreiben und war ziemlich dumm, doch hegte er die heimliche Hoffnung, als Verwalter bei meiner Mutter anzukommen, da er sich für einen guten „Vollführer" hielt. „Wenn nichts Anderes, doch den Bauern die Zähne auszuschlagen und sie zu zählen, verstehe ich gar fein!" äußerte er, dabei mit den eigenen Zähnen knirschend, „denn daran," erklärte er, „bin ich eben von meinem früheren Dienst her gewöhnt." Wäre Gitkoff weniger dumm gewesen, so hätte er längst begriffen, daß es ihm gerade als Verwalter bei meiner Mutter anzukommen rein unmöglich war, denn dazu hätte man erst den wirklichen Verwalter, einen energischen und tüchtigen Polen, Wikenti Ossipitsch Kwitzinski mit Namen, dem meine Mutter ihr ganzes Vertranen schenkte, entlassen müssen. Gitkoff hatte ein langes Pferdegesicht, dasselbe war ganz und gar mit graublonden Haaren selbst an den

Wangen bis unter die Augen bewachsen, und während des stärksten Frostes mit Schweiß, wie mit Thautropfen bedeckt. Wenn er meine Mutter erblickte, sprang er auf und stand vor ihr, als hätte er einen Stock verschluckt. Sein Kopf zitterte vor Diensteifer, seine riesigen Hände klapperten an den Seiten und seine ganze Haltung schien auszurufen: „Befiehl und ich folge blindlings!“ Meine Mutter urtheilte richtig über seine Fähigkeiten, was übrigens sie nicht hinderte, an seiner Verbindung mit Eulampia zu arbeiten.

„Wirst Du nur mit ihr fertig werden, mein Lieber?“ fragte sie ihn einst.

Gitkoff lächelte selbstzufrieden.

„Erlauben Sie, Natalia Nikolaewna! Eine ganze Compagnie habe ich in Ordnung gehalten, wie nach Noten mußten die Kerls bei mir tanzen. Was bedeutet dem gegenüber ein Mädchen! Rein gar nichts!“

„Das war eine Compagnie, mein Lieber, hier handelt es sich um ein adeliges Mädchen!“ bemerkte die Mutter unzufrieden.

„Erlauben Sie, Natalia Nikolaewna!“ rief er wieder. „Das zu verstehen bin ich vollends im Stande. Mit einem Wort: sie ist ein Fräulein, ein zartes Wesen . . .“

„Uebrigens,“ entschied die Mutter, „wird sich Eulampia nicht leicht etwas anthun lassen.“

X.

Einst, es war Mitte Juni und bereits gegen Abend, meldete der Diener die Ankunft von Martin

Petrowitsch. Meine Mutter war erstaunt; wir hatten ihn zwar eine Woche lang nicht gesehen, aber er besuchte uns nie so spät. „Es ist etwas vorgefallen!“ rief sie halblaut. Das Gesicht von Martin Petrowitsch, als er sich in das Zimmer hereinwälzte und sofort auf den Stuhl bei der Thür niederließ, hatte einen ungewohnten Ausdruck, es war so nachdenkend und selbst bleich, daß die Mutter unwillkürlich und laut ihren Ausruf wiederholte.

Martin Petrowitsch glotzte sie mit seinen kleinen Augen an, schwieg, holte tief Athem, schwieg wieder und erklärte endlich, daß er gekommen sei in einer Angelegenheit .... welche derartig sei .... daß in Folge dessen .... Nachdem er diese Worte unverbunden ausgestoßen, erhob er sich plötzlich und ging zur Thür hinaus.

Die Mutter klingelte und befahl dem hereintretenden Diener, sofort Martin Petrowitsch einzuholen und ihn durchaus wieder zu ihr zu führen, doch dieser hatte sich bereits auf seinen Wagen gesetzt und war davon gefahren.

Am nächsten Morgen war meine Mutter, die durch das seltsame Benehmen und den ungewöhnlichen Gesichtsausdruck des Martin Petrowitsch befremdet, ja erschreckt worden, eben im Begriffe, Jemanden zu ihm zu schicken, als er plötzlich selbst erschien.

Dieses Mal war er, wie es schien, ruhiger.

„Erzähle, mein Lieber, erzähle“, rief meine Mutter, als sie ihn sah, „was ist mit Dir geschehen? Ich habe

wirklich gestern Zweifel gehabt, ob nicht unser alter Riese seinen Verstand verloren habe?"

„Meinen Verstand, gnädige Frau, habe ich nicht verloren," antwortete Martin Petrowitsch. „Das kann Anderen, aber mir nicht widerfahren! Ich muß mich aber mit Ihnen berathen."

„Worüber?"

„Nur zweifle ich, daß es Ihnen angenehm sein werde . . ."

„Sprich nur, sprich, mein Lieber, aber einfacher. Rege mich nicht auf. Wozu sprichst Du in dieser Weise? Rede einfacher. Oder hat Dich vielleicht Deine Melancholie wieder heimgesucht?"

Charloff wurde finster.

„Nein, nicht die Melancholie — die kommt zu mir nur um Neumond; aber erlauben Sie, gnädige Frau, Sie um ihre Meinung hinsichtlich des Todes zu befragen?"

Meine Mutter fuhr auf.

„Worüber?" frug sie erstaunt.

„Ueber den Tod. Kann der Tod sich irgend Jemandes auf dieser Welt erbarmen?"

„Was hast Du da ausgedacht, Väterchen? Wer von uns ist unsterblich? Magst Du selbst als Riese auf die Welt gekommen sein, aber auch für Dich gibt's ein Ende."

„Ein Ende, ja ein Ende!" wiederholte Charloff und hielt ein. „Ich habe ein Traumgesicht gehabt . . ." sagte er nach einer Pause.

„Was sagst Du?" unterbrach ihn die Mutter.

„Ein Traumgesicht," wiederholte er, „ich bin ja ein Traumseher."

„Du?"

„Ich! wußten Sie es nicht?" Charloff holte Athem. „Ja so war es ... Etwa vor einer Woche, gnädige Frau — es war grade der Vorfastentag zum Petri-Fasten, — da hatte ich mich nach dem Mittagessen, ein wenig auszuruhen, hingelegt und bin dabei eingeschlafen. Da erscheint mir ein schwarzes Fohlen; es läuft in mein Zimmer hinein auf mich zu; läuft wie spielend umher und weist mir die Zähne. Pechschwarz war dieses Fohlen!"

„Und weiter?" rief die Mutter.

„Und wie mit einmal wendet sich dasselbige Fohlen um, schlägt aus und trifft mich grade an die empfindlichste Stelle des Arms, am linken Ellbogen! ... Ich wache auf, meine Hand bewegt sich nicht, der Fuß ebenfalls nicht. Es ist der Schlag, glaube ich; aber nein, ich habe mich ausgereckt und bin wieder in Bewegung gekommen, nur ein Knistern lief mir durch die Glieder, das fühle ich auch jetzt noch. Oeffne ich die Hand, da knistert es sogleich."

„Martin Petrowitsch, die Hand ist Dir eingeschlafen."

„Nein, gnädige Frau, Sie urtheilen falsch. Es war eine Vorbedeutung .... mich nämlich vor dem Tode zu warnen."

„Unsinn!" warf meine Mutter ein.

„Eine Warnung! Bereite Dich vor, Sterblicher! Und daher, gnädige Frau, habe ich Ihnen, ohne weiter

zu zögern, Folgendes mitzutheilen. „Nicht wollend," schrie plötzlich Charloff, „daß dieser selbige Tod mich, den Knecht Gottes, unvorbereitet ereile, habe ich in meinem Sinne Folgendes beschlossen: Schon jetzt bei meinem Leben, mein Eigenthum zwischen meine beiden Töchter Anna und Eulampia zu theilen, wie es mir der Herrgott in's Herz legen wird." Martin Petrowitsch hielt inne, ächzte und fügte hinzu: „Ohne weiter zu zögern."

„Nun, das ist eine gute That!" bemerkte die Mutter, „nur beeilst Du Dich damit umsonst."

„Und da ich diese Angelegenheit," fuhr noch lauter Charloff fort, „mit nöthiger Ordnung und Gesetzlichkeit zu Ende führen will, so bitte ich höflichst, Ihren Sohn Dmitri Semenowitsch — Sie selbst zu belästigen, gnädige Frau, wage ich nicht — bitte also diesen Sohn Dmitri Semenowitsch, meinem Verwandten Bitschkoff aber lege ich es geradezu zur Pflicht auf, bei der Vollziehung des formellen Actes, sowie bei der Uebergabe der Güter an meine beiden Töchter zugegen zu sein, welcher Act übermorgen, um zwölf Uhr, in dem mir gehörigen Gut Eskowo, auch Kosülkino genannt, bei Anwesenheit der zuständigen Behörden, wie sonstiger Zeugen, die bereits eingeladen sind, zu geschehen hat."

Martin Petrowitsch konnte kaum diese offenbar von ihm auswendig gelernte Rede, die er mit häufigem Seufzen unterbrach, beenden ... Es schien, als ob es ihm an Luft in der Brust fehle: sein bleiches Gesicht wurde purpurroth, und er trocknete sich mehrmals den Schweiß.

„Und Du hast bereits die Theilungsurkunde aufgesetzt?“ fragte die Mutter. „Wie hattest Du Zeit dazu?“

„Allerdings .... — ach! Ohne zu essen und zu trinken! ...“

„Hast Du sie selbst geschrieben?“

„Wolodka .... — ach! hat mir geholfen.“

„Und hast Du den Genehmigungsantrag eingereicht?“

„Ja, eingereicht, und das Gericht hat die Urkunde bestätigt und das Kreisgericht ist bereits benachrichtigt und die Specialcommission ... ach! .... zur Ausführung commandirt.“

Die Mutter lächelte.

„Du hast, Martin Petrowitsch, bereits Alles wie ich sehe, eingeleitet und wie schnell! Hast wohl kein Geld gespart?“

„Ja, gnädige Frau, ich habe nichts gespart!“

„So ist es also, und Du sagst, daß Du meinen Rath hören willst. Meinetwegen kann mein Sohn zu Dir fahren, ich schicke mit ihm auch Souvenir, Kwitzinski sage ich es auch ... Und hast Du Gawril Fedulitsch eingeladen?“

„Gawril Fedulitsch Gitkoff ... ist meinerseits ... benachrichtigt worden. Er als Bräutigam muß hinkommen ...“ Martin Petrowitsch hatte seinen Redefluß augenscheinlich zu sehr in Anspruch genommen. Außerdem schien es mir seit einiger Zeit, daß er dem von meiner Mutter für seine zweite Tochter gefundenen Schwiegersohne nicht besonders gewogen war,

er erwartete wahrscheinlich eine bessere Partie für seine Eulampia.

Er erhob sich vom Stuhle und machte einen Kratzfuß.

„Ich danke für Ihre Einwilligung," sagte er.

„Wohin eilst Du?" fragte die Mutter, „bleibe ein Weilchen, ich lasse einen Imbiß serviren."

„Danke sehr!" antwortete Charloff. „Aber ich kann nicht . . . Ach, ich muß nach Hause!"

Er zog sich zurück und schob sich nach seiner Gewohnheit seitwärts zur Thür.

„Warte, warte," fuhr die Mutter fort. „Willst Du wirklich Dein ganzes Vermögen ohne jeden Rest Deinen Töchtern überlassen?"

„Freilich, ohne jeden Rest."

„Und Du selbst . . . wo wirst Du wohnen?"

Charloff setzte ärgerlich seine Hände in Bewegung. „Wie wo? in meinem Hause, wo ich bisher gewohnt habe . . . wie jetzt, so auch in der Zukunft. Was kann da für eine Veränderung eintreten?"

„Und Du bist Deiner Töchter und Deines Schwiegersohnes so sicher?"

„Das ist Wolodka, den sie zu erwähnen geruhen? Dieser Lappen! Den werde ich, wohin ich Lust habe, stoßen — hierher, dorthin . . . Was hat der zu sagen? Sie aber, das heißt meine Töchter, müssen mich bis zum Sarge hin ernähren und kleiden . . . . Das ist ja ihre erste Pflicht! Ich werde übrigens nicht lange ihnen im Wege sein. Nicht hinter den Bergen ist der Tod — bereits hinter den Schultern!"

„Der Tod ist in Gottes Hand allein“ bemerkte die Mutter. „Ihre Pflicht ist es allerdings. Aber, Martin Petrowitsch, bedenke, daß Deine älteste Tochter bekanntlich sehr stolz ist, und die Zweite schaut auch wie eine Wölfin umher.“

„Natalia Nicolaewna!“ unterbrach Charloff, „was sagen Sie da? Daß sie . . . meine Töchter . . Daß ich . . . Den Gehorsam sollten sie vergessen? Selbst im Schlaf fällt es ihnen nicht ein . . . Sich widersetzen? Wem? Dem Vater . . . es wagen?! Und der Fluch ist der weit? Im Gehorsam, ja in Angst haben sie ihr Leben zugebracht — und jetzt! . . . Gott mein Gott!“

Charloff hustete, wurde heiser.

„Schon gut, schon gut,“ beruhigte ihn die Mutter, „ich verstehe nur nicht, warum Du gerade jetzt Dein Vermögen ihnen zutheilen willst? Nach Deinem Tode bekommen sie es ja doch. An diesem Allem ist wohl Deine Melancholie schuld.“

„Ach, gnädige Frau!“ entgegnete Charloff, nicht ohne Aerger. „Sie führen nichts als Melancholie im Munde! Hier wirkt eine höhere Kraft, und Sie sagen Melancholie! Darum, gnädige Frau, habe ich dieses ausgedacht, weil ich in meiner Gegenwart, noch lebend, noch unter meinen Augen entscheiden will, was Jede besitzen soll; und womit ich eine Jede beglücke, damit soll sie walten, dafür soll sie Dankbarkeit fühlen und üben, und was der Vater und Wohlthäter bestimmt, das soll sie auch für die größte Wohlthat halten und . . . .“

Die Stimme versagte Charloff.

„Schon gut, schon gut, mein Lieber!“ unterbrach ihn die Mutter, „sonst erscheint ja am Ende das schwarze Fohlen wieder.“

„Ach, Natalie Nicolaewna, erwähnen Sie das nicht! Das war der Tod der mich zu holen kam.... Doch jetzt, leben Sie wohl, gnädige Frau! Sie aber, gnädiger Herr, wandte er sich zu mir, werde ich die Ehre haben, übermorgen bei mir zu erwarten.“

Martin Petrowitsch ging hinaus, die Mutter blickte ihm nach und schüttelte vielsagend den Kopf.

„Nichts Gutes wird daraus!“ flüsterte sie, „wirklich nichts! Hast Du bemerkt,“ wandte sie sich zu mir, „daß er beim Sprechen die Augen wie vor der Sonne zusammendrückte, wisse, daß das ein schlimmes Zeichen ist. Solchen Menschen ist es schwer um's Herz und Unglück droht ihnen. Fahre übermorgen mit Wikenti Ossipitsch und dem Souvenir zu ihm.“

XI.

An dem bestimmten Tage fuhr unser großer, viersitziger Familienwagen, von sechs Schecken gezogen und den ersten Leibkutscher, den graubärtigen und dicken Alexeiwitsch, auf dem Bock, gemächlich beim Haupteingang unseres Hauses vor. Die Wichtigkeit des Actes, den Charloff vornahm, die Feierlichkeit, mit der er uns eingeladen, hatten ihre Wirkung auf meine Mutter nicht verfehlt. Sie selbst hatte den Befehl gegeben, die erwähnte außergewöhnliche Equipage anzuspannen und sagte mir und dem Souvenir, uns

in schwarzen Frack zu werfen. Sie wollte augenscheinlich ihrem Schützling Ehre erweisen. Was Kwitzinski betrifft, so ging er immer im Frack und weißer Binde. Den ganzen Weg plapperte Souvenir wie eine Elster, stellte Betrachtungen an, womit ihn sein „Brüderchen" beglücken werde und nannte ihn dabei Götze und Vogelscheuche. Kwitzinski, ein ernster und cholerischer Mann, hielt es nicht länger aus. — „Was haben Sie," sprach er mit seinem abgemessenen polnischen Accente, „für eine Lust, ein ungereimtes Zeug zu schwatzen? Als ob es unmöglich wäre, still zu sitzen, ohne dies „nichtsnutzige" (das war sein Lieblingswort) Gewäsch!" „Sofort, sofort," antwortete Souvenir unzufrieden und heftete seine schiefen Augen auf's Wagenfenster. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, kaum waren die gleichmäßig laufenden Pferde unter dem eleganten Riemzeug des neuen Pferdegeschirrs warm geworden, als wir bereits bei Charloff anlangten. Durch das weit geöffnete Thor fuhren wir in den Hof hinein; der kleine Vorreiter, dessen Füßchen kaum die Mitte des Pferdeleibes erreichten, sprang zum letzten Male mit kindlichem Geschrei im weichen Sattel auf; die Ellbogen des alten Alexeiwitsch breiteten sich seitwärts aus und erhoben sich gleichzeitig; man hörte ein leises „Brr" — und stehen blieb der Wagen. Die Hunde empfingen uns nicht mit ihrem Gebell, selbst die Dorfjungen in den langen auf den vollen Bäuchen ein wenig geöffneten Hemden waren heute nicht da. Der Schwiegersohn Charloff's empfing uns auf der Thürschwelle. Mir fielen nament-

lich, wie ich mich erinnere, die Birkenäste auf, die zu beiden Seiten des Einganges wie zu Pfingsten aufgesteckt waren. „O festlichster der Tage!“ summte vor sich hin Souvenir, indem er zuerst aus dem Wagen stieg. Und richtig: Alles verrieth Feierlichkeit. Charloff's Schwiegersohn trug ein seidenes Halstuch mit einer Atlasschleife vorne und einen ungewöhnlich engen schwarzen Frack. Der hinter seinem Rücken herausschauende Maksimka hatte seine Haare so gut mit Bier pomadisirt, daß sie davon sogar trieften. Wir traten in das Empfangszimmer ein, und erblickten in dessen Mitte Martin Petrowitsch, unbeweglich sich erheben — ja „sich erheben“, muß man von ihm wie von einem Berge sagen. Ich weiß nicht, was Souvenir und Kwitzinski beim Anblick dieser colossalen Figur fühlten, mich überkam ein Gefühl der Ehrfurcht. Martin Petrowitsch hatte eine graue Casaquine mit stehendem schwarzen Kragen angezogen, wahrscheinlich die, welche 1812 die Uniform der Freischaaren bildete. Auf Charloff's Brust sah man die bronzene Medaille; ein Säbel hing an seiner Seite, seine linke Hand ruhte auf dessen Griff, mit der Rechten stützte er sich auf den mit rothem Tuch bedeckten Tisch. Zwei eng beschriebene Blätter lagen darauf. Charloff rührte sich nicht, er holte nicht einmal tief Athem wie sonst. Was für eine Würde lag in seiner Erscheinung, welches Vertrauen zu sich selbst, zu seiner unbeschränkten und unzweifelhaften Macht! Er grüßte uns kaum mit einer Kopfbewegung sprach dumpf ein „Bitte!“ und deutete mit dem linken Zeigefinger auf die in Reihe aufgestellten

Stühle. An der rechten Wand des Empfangszimmers standen die Töchter Charloff's in festlicher Kleidung. Anna trug ein seidenes, grün und pensée schillerndes Kleid mit gelbem, seidenem Gürtel, Eulampia ein rosa seidenes mit dunkelrothen Bändern. Neben ihnen machte Gitkoff sich bemerklich in neuer Uniform, mit dem gewöhnlichen Ausdruck stumpfer und gieriger Erwartung in den Augen und einer außergewöhnlichen Quantität Schweiß im haarigen Gesichte. An der linken Wand des Zimmers saß der Priester in abgetragenem tabakfarbigen Talar, ein alter Mann mit borstigem, braunem Haare. Dieses Haar, die kummervollen, matten Augen, die großen, groben Hände, die ihn selbst zu belästigen schienen, und wie zwei unförmliche Massen auf seinen Knieen ruhten, die unter dem Talar hervorragenden Schmierstiefel — Alles zeugte von einem arbeitsvollen, unerfreulichen Dasein; sein Kirchspiel war eines der ärmsten. Neben ihm saß der Landrath, ein fettes, bleiches, unreinliches Herrchen mit schwämmigen, kurzen Händchen und Füßchen, schwarzen Augen, schwarzem kurzgeschnittenem Schnurrbart und einem beständigen, zwar vergnügten und doch widerwärtigen Lächeln. Er galt für den größten Freund von Bestechung und selbst für einen Tyrann, wie man sich damals auszudrücken pflegte; trotzdem hatten sich nicht allein die Gutsbesitzer, sondern auch die Bauern an ihn gewöhnt und hatten ihn sogar nicht ungern. Er blickte ungenirt und ein wenig von Oben herab auf seine Umgebung; man sah ihm an, daß ihm diese ganze Procedur belästige. Im Grunde genommen,

interessirte ihn allerdings nur das bevorstehende Frühstück mit der lieben Wodka. Grade im Gegensatze zu ihm nahm der neben ihm sitzende Notarius, ein magerer Mensch, mit langem Gesichte, mit einem Backenbart, der sich von den Ohren zur Nase zog, wie es unter Alexander I. Mode war, den größten Antheil an den Anordnungen des Martin Petrowitsch und lenkte seine großen, ernsten Augen nicht von ihm ab. Es war wohl Folge seiner übertriebenen Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß er seine Lippen beständig hin und her bewegte, ohne sie jedoch zu öffnen. Souvenir hatte sich an ihn gemacht und sprach mit ihm leise, nachdem er mir vorher eröffnet hatte, daß der Notar der schlimmste Freimaurer des ganzen Gouvernements sei. Die Specialcommission des Kreisgerichtes besteht bekanntlich aus dem Landrath, dem Notarius und dem Land-Polizeilieutenant. Doch war der Lieutenant entweder gar nicht zugegen oder er hielt sich so verborgen, daß ich ihn nicht bemerkte. Uebrigens hieß er auch in unserem Kreise der „Abwesende“. Ich setzte mich neben Souvenir, Kwitzinski neben mich. Auf dem Gesichte des praktischen Polen war deutlich der Aerger zu lesen über diese „nichtsnutzige“ Fahrt, über den unnöthigen Zeitverlust. „Herrschaftliche, russische Phantasien!“ schien er sich zu denken. „Oh, diese Russen!“

XII.

Als wir uns Alle gesetzt hatten, hob Martin Petrowitsch seine Schultern, räusperte sich, betrachtete

uns mit seinen Bärenaugen und fing, nachdem er geräuschvoll Athem geholt, folgendermaßen an:

„Meine Herren! Ich habe Sie eingeladen aus folgender Ursache: Ich werde alt, meine Herren, Krankheiten befallen mich ... Eine Warnung ist mir bereits zu Theil geworden, und die Stunde des Todes naht, wie der Missethäter in der Nacht ... Ist's so richtig, ehrwürdiger Vater?“ fragte er nach dem Priester gewendet.

Der Priester sammelte sich einen Augenblick.

„Richtig, richtig!“ sagte er dann schleppend und nickte mit dem Bart.

„Und deshalb,“ fuhr Martin Petrowitsch fort, plötzlich die Stimme erhöhend, „nicht wollend, daß derselbige Tod mich unvorbereitet treffe, habe ich in meinem Sinne Folgendes beschlossen,“ und er wiederholte Wort für Wort die Phrase, die er vor zwei Tagen bei meiner Mutter hergesagt hatte. „In Folge dieses meines Beschlusses,“ schrie er noch lauter, „ist von mir diese Urkunde (er schlug mit der Hand auf die auf dem Tische liegenden Papiere) aufgesetzt, und die zuständigen Behörden sind als Zeugen eingeladen worden, und worin dieser mein Wille besteht, darüber geben die folgenden Punkte Auskunft. Bis heute war ich der Herr — jetzt habe ich's satt!“

Martin Petrowitsch setzte seine runde, eiserne Brille auf die Nase, nahm eins von den beschriebenen Blättern und las:

„Theilungsurkunde, betreffend das dem Portepee-Fähnrich a. D., ständischem Edelmanne Martin

Charloff gehörige Vermögen, von ihm selbst, bei vollem und gesundem Verstande, und nach eigenem Ermessen aufgesetzt, und in welcher bestimmt wird, welche Grundstücke seinen beiden Töchtern Anna und Eulampia („Verbeugt Euch!" — sie verbeugten sich) überlassen werden, und auf welche Art die Leibeigenen und sonstiges Eigenthum, todtes und lebendes, auf diese beiden Töchter übergehen sollen, aus der Hand des Gebers."

„Das ist seine Redaction," flüsterte mit dem ihm eigenen, unveränderlichen Lächeln der Landrath Kwitzinski zu, „er hat sie wegen der Schönheit des Stils vorzulesen gewünscht. Die gesetzliche Urkunde ist in der vorgeschriebenen Form verfaßt ohne alle diese Blumen." Souvenir fing zu kichern an.

„Doch meinem Willen gemäß!" warf Charloff, dem diese Bemerkung des Landraths nicht entgangen war, fragend ein:

„In allen Punkten gemäß?" antwortete dieser schnell und vergnügt. „Nur die Form kann man wie Sie, Martin Petrowitsch, wissen, durchaus nicht umgehen! Auch unnöthige Einzelnheiten sind ausgefallen. Denn das Gericht konnte sich doch unmöglich mit scheckigen Kühen und türkischen Enten befassen!"

„Komme Du her!" rief Charloff seinem Schwiegersohne zu, welcher mit uns in das Zimmer getreten und mit unterthäniger Miene bei der Thür stehen geblieben war. Er eilte blitzschnell zum Schwiegervater.

„Da lies! Mir fällt es schwer. Verschlucke nichts,

daß ja sämmtliche Anwesenden sich damit durchdringen können!"

Sletkin nahm das Blatt in beide Hände und las, zwar zitternd aber deutlich, „mit Geschmack und Gefühl" die — Theilungsurkunde. In ihr war mit der größten Sorgfalt bezeichnet, was Anna und was Eulampia zukam, und wie sie sich theilen sollten. Charloff unterbrach von Zeit zu Zeit das Lesen mit den Worten: „Das ist für Dich Anna, für Deine Mühe!" oder „dieses, Eulampia, schenkte ich Dir!" Und die beiden Schwestern verbeugten sich, Anna mit dem ganzen Körper, Eulampia blos mit dem Kopfe. Das Gutshaus (das neue Haus) bekam Eulampia, als jüngste Töchter nach „uraltem Brauche". Die Stimme des Lesers zitterte beim Kundgeben dieser ihm so unangenehmen Bestimmung. Gitkoff aber verrieth seine Befriedigung dadurch, daß er an seinen Lippen leckte. Eulampia sah ihn verstohlen an; dieser Blick hätte mir an Gitkoff's Stelle nicht gefallen; der verachtende Gesichtsausdruck, welcher Eulampia, wie jeder echten russischen Schönen, eigen war, hatte in diesem Augenblicke einen ganz besonderen Charakter angenommen. Martin Petrowitsch behielt sich das Recht vor, in den von ihm gegenwärtig eingenommenen Zimmern zu wohnen und machte sich, unter dem Titel „Appanage" vollen Unterhalt „in Naturalien," sowie fünf Rubel monatlich für Kleider und Schuhwerk aus. Den letzten Satz der Theilungsurkunde wollte Charloff selbst lesen. „Und diesen meinen väterlichen Willen," lautete derselbe, „sollen meine Töchter aus-

führen und denselben heilig und unverbrüchlich — wie ein Gebot befolgen, denn ich bin nächst Gott ihr Vater und Haupt und habe Niemandem Rechenschaft zu legen; und wenn sie meinen Willen erfüllen werden, so wird mein väterlicher Segen mit ihnen sein; erfüllen sie meinen Willen, was Gott verhüte, nicht, so ereilt sie unentrinnbar mein väterlicher Fluch, für jetzt und für alle Zeiten. Amen!"

Charloff erhob das Blatt hoch über seinen Kopf. Anna fiel sogleich auf die Knie und berührte mit der Stirn die Diele; mit einer noch jäheren Bewegung warf sich ihr Gatte Sletkin nieder.

„Und Du?" wandte sich Charloff zu Eulampia. Sie wurde ganz roth und verbeugte sich ebenfalls bis zur Erde; Gitkoff bog seine ganze Figur nach vorne.

„Unterschreibt!" rief Charloff laut, mit dem Finger auf das Ende des Blattes zeigend. „Hier ... danke und nehme an, Anna! — Danke und nehme an, Eulampia!"

Beide Töchter standen auf und unterschrieben eine nach der anderen. Sletkin hatte sich auch erhoben und griff gleichfalls nach der Feder; doch schob ihn Charloff damit zur Seite, indem er ihn mit dem Mittelfinger am Halstuch derart berührte, daß Sletkin laut aufschluchzte. Nach Vollziehung der Urkunde herrschte kurze Zeit Stille im Zimmer. Plötzlich stöhnte Martin Petrowitsch laut auf und bewegte sich, nachdem er „Nun jetzt ... ist Alles Euer!" mühsam hervorgebracht, nach seiner Art zur Seite hin. Die

Tochter und der Schwiegersohn sahen einander an, gingen dann auf ihn zu und küßten seine Arme ein wenig über dem Ellenbogen; höher hinauf konnten sie nicht reichen.

XIII.

Der Landrath las die eigentliche formelle Urkunde, die Schenkungsurkunde von Martin Petrowitsch aufgesetzt, vor. Dann trat er mit dem Notarius auf den Balcon und eröffnete den versammelten Nachbarn, Zeugen, Charloff'schen Bauern und dem Hofgesinde das stattgefundene Ereigniß. Man ging zur Besitznahme seitens der neuen Gutsbesitzerinnen über, welche ebenfalls auf dem Balcon erschienen waren. Der Landrath deutete mit der Hand auf dieselben, wenn er, die Augenbrauen zusammenziehend, und dadurch seinem sorglosen Gesichte plötzlich einen strengen Ausdruck gebend, den Bauern den Gehorsam gegen die Herrschaft einprägte. Diese Ermahnungen hätte er übrigens wohl bei Seite lassen können; stillere Physiognomien als die der Bauern von Charloff wird man kaum auf der ganzen Welt finden. In fadenscheinige Röcke und durchlöcherte Pelze eingehüllt und fest umgürtet, wie es bei allen festlichen Gelegenheiten bei uns Sitte ist, standen sie wie unbeweglich und wie versteinert da; sobald aber der Landrath einen Ausruf, wie: „Hört Ihr's, Teufel! versteht ihr's!“ zum besseren Verständniß seiner Anrede einschaltete, verbeugten sie sich Alle wie nach dem Commando. Jeder von diesen Teufeln hielt seine Mütze

mit beiden Händen fest und richtete beharrlich seine Augen nach dem Fenster, durch das man die Gestalt von Martin Petrowitsch erblickte.

Nicht weniger Angst hatten die Zeugen. „Sind Euch,“ rief der Landrath, „irgend welche Hindernisse gegen die Besitznahme seitens dieser einzigen und rechtmäßigen Erbinnen sowie Töchter des Martin Petrowitsch Charloff bekannt?“

Alle Zeugen schienen in sich selbst zusammenzuschrumpfen.

„Sind Euch welche bekannt? Hunde!“ rief wieder der Landrath.

„Euer Hochwohlgeboren, nichts ist uns bekannt!“ antwortete tapfer ein verkrüppelter, glatt rasirter Greis, ein gewesener Soldat.

„Ist das ein Wagehals! dieser Eremeitsch!“ sagten von ihm die anderen Zeugen beim Auseinandergehen.

Ungeachtet der Aufforderung des Landrathes wollte Charloff nicht auf dem Balcon mit seinen Töchtern zusammen erscheinen. „Meine Unterthanen werden auch ohne dies sich meinem Willen fügen!“ antwortete er. Nach Beendigung des Actes hatte ihn eine Art Kummer beschlichen. Sein Gesicht war bleich geworden; dieser neue ungewöhnliche Ausdruck des Kummers paßte so wenig zu den gewaltigen und starken Gesichtszügen des Martin Petrowitsch, daß ich wirklich nicht wußte, was ich denken sollte. „Sollte einer seiner Melancholieanfälle gar wieder im Anzuge sein?“ Die Bauern ihrerseits fühlten nicht weniger

das Unklare der Lage. Und in der That, man hatte ihnen ein Räthsel aufgegeben: „Der Herr ist gesund — da steht er, und was für ein Herr — Martin Petrowitsch! — und auf einmal wird er nicht mehr über uns herrschen — das sind Wunder!“ Ich weiß nicht, ob Charloff die Gedanken, welche die Köpfe seiner Unterthanen bewegten, errathen hatte, oder wollte er zum letzten Mal von seinem Herrenrechte Gebrauch machen, genug, plötzlich öffnete er das Fenster, steckte seinen Kopf heraus und schrie mit seiner Donnerstimme: „Gehorchen!“ dann machte er das Fenster zu. Die Zweifel der Bauern wurden allerdings weder gehoben, noch gemindert. Ihre Aehnlichkeit mit einer Steinmasse nahm aber eher zu als ab; sie schienen nicht einmal mehr sehen zu können. Das Hausgesinde bildete eine besondere Gruppe. Es bestand aus zwei ferngesunden Mägden mit kurzen Kleidern, welche Waden sehen ließen, denen man sonst nur auf Michel Angelos jüngstem Gericht begegnet, und aus einem zusammengesunkenen, ganz morschen, halbblinden Greise, der sich in eine kurze Friesdecke hüllte, und zu Potemkins Zeiten Waldhornist gewesen sein soll. Den Laufburschen Makssimka hatte Martin Petrowitsch zu seinem Dienste vorbehalten. Diese Gruppe verrieth schon mehr Leben, wenn auch nur dadurch, daß diejenigen, aus denen sie bestand, sich beunruhigt aneinander drängten.

Die neuen Gutsbesitzerinnen selbst hatten eine wichtige Miene angenommen, namentlich Anna; sie preßte die dünnen trockenen Lippen zusammen und

blickte hartnäckig auf die Erde. Ihre strenge Haltung versprach dem Hofgesinde nichts Gutes. Auch Eulampia's Augen waren zu Boden gesenkt; nur einmal wandte sie sich um und betrachtete langsam und wie verwundert ihren Bräutigam Gitkoff, der ebenfalls neben Sletkin auf dem Balcon zu erscheinen für seine Pflicht gehalten hatte. „Was will der hier?" schienen ihre schönen vortretenden Augen zu fragen. Sletkin hatte sich am meisten verändert. In seinem ganzen Wesen offenbarte sich eine hastige Begehrlichkeit, als ob er Appetit bekommen hätte; die Bewegungen des Ober- und Unterkörpers waren noch ebenso unterthänig, wie früher geblieben, doch wie freudig gesticulirte er mit den Händen, wie rührig bewegte er mit den Schulterblättern. „Endlich," dachte er wohl, „ist die Reihe auch an mich gekommen!" Nachdem der Landrath, welchem bei dem Gedanken des nahen Frühstücks bereits das Wasser im Munde zusammenlief, die Procedur der Besitzübertragung zu Ende geleitet hatte, rieb er sich bereits die Hände, wie man es vor dem Herunterstürzen des ersten Glases Wodka zu thun pflegt. Es stellte sich aber heraus, daß Martin Petrowitsch vorher noch einen Dankgottesdienst mit Wasserheiligung celebriren lassen wollte. Der Priester legte den abgetragenen, kaum noch zusammenhaltenden Ornat an; der altersschwache Diener kam aus der Küche heraus, mit Mühe den Weihrauch in dem alten Rauchfaß aufblasend. Der Gottesdienst begann; Charloff beschränkte sich darauf beständig zu seufzen, seine Beleibtheit erlaubte ihm nicht, sich bis

zur Erde zu beugen, dafür aber zeigte er gesenkten Hauptes, mit der Rechten sich bekreuzend, mit dem Zeigefinger der anderen Hand auf den Boden. Sletkin erglänzte förmlich in Freude; er war selbst dem Weinen nahe. Gitkoff statt sich zu bekreuzen, bewegte nach militärischer Art kaum die Finger zwischen dem dritten und vierten Uniformknopf. Kwitzinsky blieb als Katholik im Nebenzimmer; dafür betete der Notarius so heiß, seufzte so theilnahmsvoll mit Martin Petrowitsch, und bewegte so eifrig die Lippen, die Augen gegen Himmel gerichtet, daß ich mich durch seinen Anblick ebenfalls erbaut fühlte und auch heiß zu beten anfing. Nach Beendigung des Gottesdienstes und Weihung des Wassers, wobei alle Anwesenden, selbst der blinde Waldhornist aus der Zeit Potemkins, ja selbst der Pole Kwitzinsky, die Augen mit dem heiligen Wasser näßten, dankten Anna und Eulampia, auf Befehl des Martin Petrowitsch ihm nochmals, sich bis zur Erde verbeugend, dann endlich trat der ersehnte Augenblick des Frühstücks ein. Es waren viele und schmackhafte Speisen aufgetragen. Wir hatten uns alle schrecklich satt gegessen. Die unvermeidliche Flasche Champagner vom Don war ebenfalls erschienen. Der Landrath, als der von uns Allen am meisten mit gesellschaftlichen Gebräuchen Vertraute und auch als Repräsentant der Regierung, brachte den ersten Toast auf die Gesundheit „der schönen Besitzerinnen“ aus. Darauf schlug er vor, die Gesundheit des „Allerehrwürdigsten, Allergroßmüthigsten Martin Petrowitsch“ zu trinken. Beim Worte „groß=

müthigsten“ schrie Sletkin laut auf und eilte, seinen Wohlthäter mit Küssen zu bedecken ...

„Schon gut, schon gut, es ist nicht nöthig!“ brummte wie ärgerlich Charloff, ihn mit dem Ellenbogen bei Seite schiebend ...

Doch da folgte eine unerquickliche Scene.

XIV.

Souvenir nämlich hatte vom Anfang des Frühstücks an unaufhörlich getrunken, jetzt erhob er sich plötzlich, roth wie Zinnober, ließ sein mattes, widerwärtiges Kichern hören und zischte, mit dem Finger auf Martin Petrowitsch zeigend:

„Der Großmüthige! der Großmüthige! Wir wollen sehen, ob diese Großmuth nach seinem Geschmack sein wird, wenn man ihn, den Knecht Gottes, mit nacktem Rücken .... auf den Schnee legen wird!“

„Was lügst Du, Narr?“ sagte Charloff mit Verachtung.

„Narr! Narr!“ wiederholte Souvenir. „Der liebe Herrgott allein kann entscheiden, wer von uns der richtige Narr sei! Sie aber, Brüderchen, haben meine Schwester in's Grab gelegt, dafür haben Sie auch jetzt sich selbst Ihr Pech bereitet — hi! hi! hi!“

„Wie dürfen Sie unseren theuern Wohlthäter beleidigen?“ winselte Sletkin; er machte sich von der Schulter des Martin Petrowitsch, an die er sich gedrängt hatte, los und drang auf Souvenir ein. „Wissen Sie denn nicht, daß, wenn er, unser Wohlthäter, es wünscht, wir augenblicklich die Schenkungsurkunde vernichten werden?“

„Und doch werdet Ihr ihn mit dem blanken Rücken auf den Schnee werfen! . . .“ wiederholte Souvenir sich hinter Kwitzinski verbergend.

„Schweige!“ donnerte Charloff, „ich schlage Dich sonst zu Muß, nur feucht wird es sein, wo Du jetzt stehst! Schweige auch Du, Hund!“ wandte er sich zu Sletkin, „mische Dich nicht ein, wo man es Dir nicht befiehlt! Wenn ich, Martin Petrowitsch Charloff, diese Urkunde aufzusetzen beschlossen habe, wo ist der, welcher sie vernichten kann? Gegen meinen Willen handeln? . . . Auf der ganzen Welt gibt es keine solche Gewalt . . .“

„Martin Petrowitsch!“ rief plötzlich mit seiner wohlklingenden Baßstimme der Notarius, der ebenfalls viel getrunken, wodurch er übrigens nur an Würde gewonnen hatte. „Der Herr Bitschkoff mag die Wahrheit sprechen! . . . Sie haben allerdings eine edle That vollbracht, doch können Sie vielleicht, Gott behüte, statt schuldiger Dankbarkeit das Gegentheil davon ernten.“

Ich blickte verstohlen auf die beiden Töchter von Martin Petrowitsch. Anna verschlang förmlich den Redenden mit den Augen und ich habe nie mehr ein so böses, schlangenartiges und in der Bosheit selbst so schönes Gesicht gesehen; Eulampia hatte sich umgewandt und die Arme auf die Brust gekreuzt; ein verachtendes Lächeln spielte, wie noch nie zuvor, auf ihren vollen, rosigen Lippen.

Charloff erhob sich vom Stuhle, machte den Mund auf, doch versagte ihm die Stimme den Dienst . .

Er schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch, so daß Alles im Zimmer aufsprang und klirrte.

„Vater!“ rief schnell Anna, „die Herren kennen uns nicht, deshalb denken sie auch so schlecht von uns. Verderben Sie sich nicht Ihre Gesundheit! Sie erzürnen sich für nichts, blicken Sie doch darum nicht so böse!“

Charloff blickte auf Eulampia, sie rührte sich nicht, obgleich der neben ihr sitzende Sitkoff sie in die Seite stieß.

„Danke Dir, meine Tochter Anna!“ rief Charloff mit dumpfem Tone, „Du bist mein kluges Kind, Dir und Deinem Mann vertraue ich vollständig!“ Sletkin schrie wieder auf, Sitkoff bewegte seine Brust nach vorne, und setzte selbst mit dem Fuße auf den Boden auf, doch Charloff bemerkte diese Anstrengung, seinen Diensteifer zu offenbaren, gar nicht. „Dieser Taugenichts,“ fuhr Charloff fort, mit seinem Kinn auf Souvenir zeigend, „ist froh, wenn er mich necken kann, Ihnen aber, mein gnädiger Herr,“ wandte er sich zum Notarius, „gebühret es nicht, über Martin Charloff zu urtheilen! Ihr Verstand ist zu kurz dazu, zwar sind Sie ein Mann im Amt, doch führen Sie ganz leere Worte! Uebrigens ist die Sache geschehen. Meine Beschlüsse kennen keine Veränderung ... jetzt gehabt Euch wohl! ich gehe. Ich bin hier nicht mehr Wirth, sondern Gast; Du, Anna, sorge wie Du kannst, ich gehe in mein Arbeitszimmer. Es ist genug!“

Martin Petrowitsch wandte uns den Rücken und

ging langsam, ohne ein Wort hinzuzufügen, aus dem Zimmer.

Die plötzliche Entfernung des Wirthes mußte unsere Gesellschaft auflösen, um so mehr, da auch die beiden Wirthinnen bald darauf verschwanden. Sletkin bemühte sich umsonst, uns zurückzuhalten. Der Landrath konnte nicht umhin, dem Notarius seine unpassende Offenheit vorzuwerfen.

„Ich mußte es sagen!“ antwortete dieser, „es lag mir auf dem Gewissen!“

„Sie sehen, daß er ein Freimaurer ist!“ flüsterte Souvenir mir zu.

„Gewissen!“ entgegnete der Landrath, „als ob dasselbe bei Ihnen sich nicht ebenfalls in der Rocktasche befände, wie bei uns andern Sündern!“

Der Priester, der ebenfalls bereits aufgestanden war und das baldige Ende der Tafel ankommen sah, beförderte schleunigst noch ein Stück nach dem andern in seinen Mund.

„Sie haben, wie ich sehe, einen guten Appetit!“ bemerkte Sletkin.

„Das ist Vorrath!“ antwortete der Priester mit demüthigem Lächeln, ein veralteter Hunger lag in dieser Antwort.

Die Wagen fuhren vor — wir trennten uns.

Auf dem Rückwege hinderte Niemand Souvenir, sich wie ein Affe zu geberden und zu plappern, denn Kwitzinski hatte erklärt, daß ihm diese „nichtsnutzigen“ Ungehörigkeiten widerwärtig seien und war zu Fuß zurückgekehrt. Seinen Platz im Wagen nahm Gitkoff

ein. Der Major a. D. hatte ein sehr unzufriedenes Gesicht und bewegte, wie ein Schwabe die Fühlhörner, seinen Schnurrbart bald nach rechts, bald nach links.

„Aha! Euer Hochwohlgeboren,“ neckte ihn Souvenier, „die Subordination hat ein Loch gekriegt? Warten Sie nur, es kommt noch besser! Sie werden auch erfahren, wo der Pfeffer wächst! Sie Bräutigam, Bräutigam, Unglücksbräutigam!“

Souvenir konnte sich gar nicht satt sprechen; der arme Gitkoff aber bewegte nur immer seinen Schnurrbart.

Zurückgekehrt, erzählte ich Alles meiner Mutter, sie hörte mir aufmerksam zu und schüttelte einige Male mit dem Kopfe. „Nichts Gutes wird daraus!“ sprach sie. „Diese Neuerungen gefallen mir nicht.“

XV.

Nächsten Tag kam Martin Petrowitsch zu uns zum Mittagessen. Die Mutter wünschte ihm Glück zu dem guten Ende der von ihm betriebenen Angelegenheit. „Du bist jetzt ein freier Mann,“ sagte sie, „Du mußt Dich leichter fühlen.“

„Leichter ist es mir allerdings geworden, gnädige Frau,“ antwortete Martin Petrowitsch, obgleich in seinen Gesichtszügen von dieser Veränderung nichts zu merken war. „Jetzt wird man auch für das Heil seiner Seele sorgen können und sich für die Todesstunde vorbereiten . . .“

„Und weßhalb?“ unterbrach ihn die Mutter, „fühlst Du noch immer Knistern im Arme?“

Charloff öffnete und schloß ein paar Mal die Hand. „Ja, das fühle ich noch, gnädige Frau, und noch Folgendes will ich Ihnen mittheilen, wie ich einzuschlafen anfange, da schreit mir Jemand im Kopfe: „Nimm dich in Acht, nimm dich in Acht! ...“

„Das kommt von den Nerven!“ bemerkte die Mutter und sprach vom gestrigen Tage, auch spielte sie auf die Schlußscene des festlichen Schenkungsactes an ...

„Ja, ja!“ unterbrach sie Charloff, „da geschah etwas ... Ungehöriges. Nur Eines will ich Ihnen sagen,“ fügte er bedächtig hinzu. „Mich haben gestern nicht die dummen Worte des Souvenir verwirrt — auch nicht die des Herrn Notarius, der allerdings ein einsichtiger Mann ist — mich brachte aus der Fassung ...“ Hier schwieg Charloff.

„Wer?“ fragte die Mutter.

Charloff maß sie mit den Augen: „Eulampia!“

„Eulampia? Deine Tochter? Auf welche Weise, denn?“

„Erlauben Sie, gnädige Frau, sie steht wie versteinert, wie ein wirklicher Götze da! Hat sie denn kein Gefühl? Ihre Schwester Anna — die war, wie es sich gehörte. Die — ist fein! Eulampia aber — ich habe sie doch früher — wozu es noch länger verbergen — sogar vielfach vorgezogen .... Thue ich ihr denn nicht leid? Wenn ich ihnen Alles überlasse so heißt das doch, daß es mit mir schlimm gehe, daß ich kein Bewohner dieser Erde sei, — und sie bleibt wie versteinert! Hätte sie wenigstens einen Laut von sich

gegeben! Verbeugen — kann sie sich schon, aber Dank sieht man nicht!"

„Warte nur," sagte die Mutter, „wir werden sie mit Gawril Fedulitsch verheiraten .... bei ihm wird sie schon zu fühlen lernen."

Martin Petrowitsch sah die Mutter finster an.

„Ja, vielleicht bei Gawril Fedulitsch. Sie setzen viel Vertrauen in ihn?"

„Ja freilich."

„Mag schon sein. Sie müssen das besser wissen. Bei Eulampia aber, will ich bemerken, wie bei mir, so auch bei ihr, ist derselbe Charakter — Kosakenblut, das Herz aber eine glühende Kohle."

„Hast Du denn ein solches Herz, mein Lieber?"

Charloff antwortete nicht. Man schwieg einen Augenblick.

„Wie willst Du denn, Martin Petrowitsch," begann die Mutter wieder, „für das Heil Deiner Seele sorgen? Wirst Du zum heiligen Metrophanius oder gar nach Kieff pilgern? Oder willst Du nach dem Kloster zu Optino gehen, da es in der Nähe ist? Es soll sich jetzt da ein gar heiliger Mönch aufhalten ... Vater Makarias, heißt er, einen solchen hatten wir schon lange nicht gehabt! Er durchschaut sofort alle Sünden."

„Wenn sie wirklich sich als eine undankbare Tochter zeigen sollte," sagte mit heiserer Stimme Charloff, „so wird es mir leichter fallen, sie mit eigenen Händen zu tödten!"

„Was ist mit Dir? Gott behüte Dich! komme

zu Dir selbst!" rief meine Mutter aus. „Was für Worte hast Du eben ausgesprochen? Nun haben wir die Geschichte! Warum hast Du mir nicht gefolgt, als Du mich um Rath fragtest? Jetzt wirst Du Dich peinigen, und nicht an das Heil Deiner Seele denken. Wirst Dich peinigen und doch immer noch zu kurz kommen! Jetzt beklagst Du Dich, hast Angst ..."

Dieser Vorwurf schien Charloff grade in's Herz zu treffen. Sein ganzer Stolz kam wie eine Welle bei ihm herauf. Er schüttelte sich und bewegte das Kinn nach vorne.

„Ich gleiche nicht den Leuten, gnädige Frau," fing er finster zu sprechen an, „die sich da beklagen und Angst haben. Ich wollte nur Ihnen, meiner Wohlthäterin und einer von mir so hoch geachteten Person, meine Gefühle offenbaren. Der allmächtige Gott (hier erhob er seine Hand über den Kopf) weiß, daß eher der Erdball in Stücke zergehen wird, als daß ich mich von meinem Worte lossage, oder ... (hier schnaubte er sogar) Angst bekomme, oder das, was ich gethan, bereue! Ich hatte ja Gründe dazu! Meine Töchter werden aber den mir schuldigen Gehorsam nicht vergessen, für jetzt und in Ewigkeit. Amen!"

Meine Mutter hatte sich die Ohren zugedrückt. „Was läßt Du Deine Stimme erdröhnen, mein Lieber, wie eine Trompete? Wenn Du Deiner Hausgenossen so sicher bist, so ist ja, Gott sei Dank, Alles gut. Du hast mir den Kopf mit Deinem Gebrüll zermalmt."

Martin Petrowitsch entschuldigte sich, seufzte ein paar Mal und beruhigte sich. Die Mutter sprach wieder von Kieff, vom Kloster Optino, vom Mönch Markarias ... Charloff stimmte ihr zu, sagte: „Ja man wird ... wirklich an das Heil ... der Seele denken müssen,“ und weiter nichts. Er wurde bis zur Abfahrt nicht wieder heiter; bald öffnete er seine Hand, bald drückte er sie zusammen, betrachtete die Fläche derselben, sagte, daß ihm am Schrecklichsten sei, ohne Beichte zu sterben, vom Schlage getroffen, daß er sich fest vorgenommen habe, nicht böse zu werden, da vom Zorn das Blut in den Kopf steige ... Er habe sich übrigens jetzt von Allem losgesagt; weßhalb sollte er sich erzürnen? jetzt mögen Andere sich abmühen und sich das Blut verderben.“

Sich der Mutter empfehlend, sah er sie sonderbar an; nachdenkend und forschend, dann zog er durch eine schnelle Handbewegung, den Band der „Muße des Fleißigen“ aus der Tasche heraus und übergab denselben der Mutter.

„Was ist das?“ fragte sie.

„Lesen Sie ... hier,“ sprach er eilig, „wo die Seite eingebogen ist ... über den Tod nach. Es scheint mir, daß derselbe hier ganz prächtig behandelt ist; es zu verstehen aber ist mir rein unmöglich. Sie werden es mir vielleicht erklären können? Wenn ich wieder komme, erklären Sie es mir, bitte!“

Mit diesen Worten ging er hinaus.

„Es ist schlimm, sehr schlimm!“ bemerkte die Mutter, als er hinter der Thür verschwunden war,

und machte sich an die „Muße des Fleißigen!“ Auf der von Charloff bezeichneten Seite standen folgende Worte:

„Der Tod ist eine wichtige und große Arbeit der Natur. Er ist nichts Anderes, als daß der Geist — der leichter, feiner und viel durchdringlicher ist, als die Elemente, in deren Gewalt er gebannt ist, ja selbst als die elektrische Kraft — welcher sich auf chemische Weise reinigt und nach vorwärts drängt, so lange, bis er nicht für sich einen ebenso geistigen Platz findet.“ *)

Meine Mutter las ein paar Mal diese Stelle, rief endlich „pfui!“ und warf das Buch zur Seite.

Ein paar Tage darauf bekam sie die Nachricht, daß der Mann ihrer Schwester gestorben sei und fuhr mit mir auf das Gut ihrer Schwester. Unser Aufenthalt sollte ursprünglich nur einen Monat dauern, wir blieben jedoch bis zum Spätherbst und kamen erst Ende September nach Hause.

XVI.

Die erste Nachricht, mit welcher mir mein Kammerdiener Porfirij (er war auch unser Jägermeister) entgegen kam, war, daß eine Unzahl Waldschnepfen angeflogen waren, und daß sie namentlich im Birkenwäldchen bei Eskowo (dem Gute Charloffs) förmlich wimmelten. Bis zum Mittagessen blieben mir noch etwa drei Stunden; ich ergriff sofort die Flinte, die

*) Muße des Fleißigen. 1785. Band III, p. 215.

Jagdtasche und lief schnurstracks, von Porfirij und meinem Jagdhunde begleitet, nach dem Charloff'schen Wäldchen. Es gab da wirklich eine Masse von Waldschnepfen, und wir erlegten nach einigen dreißig abgefeuerten Schüssen ihrer fünf Stück. Mit der Beute nach Hause eilend, bemerkte ich einen Bauer, welcher pflügte. Sein Pferd war stehen geblieben, und er zog beharrlich, mit weinerlicher Stimme, doch grimmig fluchend, mit der aus einem Stricke gebildeten Leine an dem auf die entgegengesetzte Seite gewandten Kopfe des Pferdes. Ich betrachtete den unglücklichen Klepper aufmerksamer. Die Rippen desselben waren beinahe gänzlich herausgetreten, und die mit Schweiß begossenen Seiten hoben und senkten sich krampfhaft und ungleichmäßig wie ein verdorbener Schmiedebalg. Ich erkannte sofort in ihm die alte, magere, dürre Stute mit der Wundnarbe auf der Schulter, die so viele Jahre dem Martin Petrowitsch gedient hatte.

„Lebt Herr Charloff noch?“ fragte ich Porfirij.

Die Jagd hatte uns Beide bis jetzt so in Anspruch genommen, daß wir bis zu diesem Augenblick über nichts Anderes gesprochen hatten.

„Ja freilich; und weßhalb fragen Sie darnach?“

„Das ist ja sein Pferd? hat er es denn verkauft?“

„Das Pferd ist allerdings das seinige, doch verkauft hat er es nicht; weggenommen hat man es ihm und diesem Bauer gegeben.“

„Wie so weggenommen? War er denn damit einverstanden?

„Nach seinem Einverständniß hat Niemand

gefragt. Hier sind in Ihrer Abwesenheit Sachen vorgekommen," sagte Porfirij auf meinen fragenden und erstaunten Blick mit einem leichten Lächeln, — „daß Gott behüte! Jetzt setzt Herr Sletkin da Alles in Bewegung . . ."

„Und Martin Petrowitsch?"

„Martin Petrowitsch ist jetzt da zum allerletzten Menschen herabgesunken. Zu essen gibt man ihm noch kaum — was wollen Sie mehr? Man hat ihn ganz und gar klein gekriegt, wenn nicht heute, so morgen jagt man ihn ganz und gar weg."

Der Gedanke, daß man einen solchen Riesen — „wegjagen" könne, wollte mir nicht in den Kopf hinein. „Was sagt denn Gitkoff dazu?" fragte ich endlich. „Er hat doch die zweite Tochter geheiratet?"

„Geheiratet?" wiederholte Porfirij und lachte jetzt aus vollem Halse. „Man läßt ihn gar nicht mehr in das Haus hinein. Wir brauchen Sie nicht mehr, sagt man ihm; belieben Sie zum Rückzug zu blasen. Ich habe es ja gesagt: Sletkin regiert!"

„Und die Braut?"

„Sie meinen Eulampia Martinowna? Ach, gnädiger Herr, ich möchte Ihnen schon was erzählen . . . aber Sie sind noch zu jung! Das ist es. Sachen geschehen hier — aj, aj, aj! Halt! Diana ist ja stehen geblieben!"

Wirklich, mein Hund stand, als wäre er eingegraben vor einem großen, jungen Eichenbusche, der das schmale Thal schloß, welches hier beim Fahrwege endete. Ich und Porfirij liefen heran; aus dem Busch flog eine

Waldschnepfe, wir gaben Beide Feuer, doch fehlten wir Die Waldschnepfe suchte sich einen anderen Platz, wir verfolgten sie ...

Die Suppe war bereits auf dem Tische, als ich zurückkam. Meine Mutter war ungehalten. „Was soll das heißen?“ rief sie verdrießlich, „gleich den ersten Tag läßt Du zum Mittagessen auf Dich warten?“ Ich brachte ihr die erlegten Waldschnepfen, sie sah dieselben nicht einmal an. Außer ihr waren im Zimmer Souvenir, Kwitzinski und Gitkoff zugegen.

Der Major a. D. hatte sich in die Ecke des Speisezimmers gedrückt, gerade wie ein schuldiger Schuljunge; der Ausdruck seines Gesichtes verrieth eine Mischung von Verlegenheit und Aerger, seine Augen waren roth ... Man könnte selbst glauben, daß er unlängst geweint habe. Die Mutter blieb schlechter Laune; es kostete mir keine große Mühe zu errathen, daß mein spätes Kommen nicht die Ursache davon war. Während des Mittagessens sprach sie beinahe kein Wort; der Major lenkte manchmal seine flehenden Blicke auf sie, doch aß er trotzdem ganz gehörig; Souvenir zitterte, Kwitzinski allein bewahrte seine gewöhnliche selbstbewußte Haltung.

„Wikenti Ossipitsch!“ wandte sich meine Mutter an ihn, „ich bitte Sie, morgen dem Martin Petrowitsch einen Wagen zu schicken, da ich erfahren habe, daß er keinen eigenen mehr besitzt, und lassen Sie ihm sagen, daß er unter allen Umständen kommen soll, daß ich ihn sprechen wolle.“

Kwitzinski wollte etwas entgegnen, doch hielt er für besser, es für sich zu behalten.

„Auch bestellen Sie dem Sletkin," fuhr die Mutter fort, „daß ich ihm befehle, hieher zu kommen ... Hören Sie es ... befehle!"

„Diesen Taugenichts ... müßte man ..." versuchte Gitkoff halblaut zu bemerken, doch sah ihn die Mutter mit solcher Verachtung an, daß er sich sofort umwandte und schwieg.

„Hören sie es? Ich befehle!" wiederholte die Mutter.

„Ich höre es," sagte folgsam, aber mit Würde Kwitzinski.

„Martin Petrowitsch, kommt nicht!" flüsterte Souvenir mir zu, als wir nach dem Mittagessen das Speisezimmer verließen. „Sie sollten sehen, was aus ihm geworden ist! Der Verstand kann es nicht fassen! Ich vermuthe, daß er, was man ihm auch sagen möge, es nicht versteht. Ja, man hat dem Bären die Tatzen abgehauen!"

Und Souvenir ließ wieder sein alterschwaches Lachen vernehmen.

XVII.

Die Prophezeihung Souvenir's traf ein. Martin Petrowitsch wollte nicht zu der Mutter kommen. Sie beruhigte sich dabei nicht und schickte ihm einen Brief. Er ließ ihr darauf ein kleines Quartblättchen zukommen, worauf mit großen Buchstaben folgende Worte geschrieben waren: „Bei Gott, ich kann nicht kommen

Die Schande wird mich tödten. Mag lieber so zu Grunde gehen. Danke Ihnen. Quälen Sie mich nicht. Charloff.“ Sletkin kam, wenn auch nicht an dem Tage, an welchem zu kommen die Mutter ihm „befohlen“ hatte, sondern erst den nächstfolgenden. Die Mutter ließ ihn in ihr Arbeitszimmer führen. Gott weiß, worüber sie gesprochen haben mögen, doch lange gesprochen haben sie nicht; eine Viertelstunde, nicht mehr. Sletkin trat hochroth aus dem Zimmer meiner Mutter, mit einem so giftig bösen und so frech herausfordernden Gesichtsausdrucke, daß ich, ihm im Empfangszimmer begegnend, ganz betroffen stehen blieb, und Souvenir, der ihm ebenfalls da begegnete, zu lachen aufhörte. Die Mutter verließ ihr Arbeitszimmer ebenfalls mit rothem Gesichte, und befahl ganz laut, daß man Herrn Sletkin unter keinen Umständen mehr annehmen dürfe, und wenn es den Töchtern von Martin Petrowitsch zu kommen einfallen sollte — frech genug dazu seien sie schon — so solle man sie ebenfalls abweisen. Beim Mittagessen erst rief sie plötzlich aus:

„Ein ekeliger Judenbengel ist dieser Sletkin! Ich bin es noch gewesen, die ihn an den Ohren aus dem Schmutz herausgezogen hat. Er verdankt mir Alles, rein Alles — und doch wagt er mir zu sagen, daß ich mich umsonst in ihre Angelegenheiten mische! Daß Martin Petrowitsch kindisch — und ihm Recht zu geben unmöglich sei! Recht zu geben! wie gefällt Euch das? Ach, dieser undankbare hergelaufene Bube! Dieser scheußliche Judenjunge!“

Major Gitkoff, der sich auch unter den zur Tafel

Gezogenen befand, glaubte, daß Gott selbst ihm die Gelegenheit gebe, auch mitreden zu dürfen ... Die Mutter verwies ihn jedoch gleich zur Ruhe.

„Du bist mir der Allerbeste, mein Lieber!“ rief sie, „wußtest nicht mit einem Frauenzimmer fertig zu werden und bist noch ein Officier! Hast eine Compagnie commandirt! Ich kann mir vorstellen, wie sie Dir gehorchte! Wolltest noch mein Verwalter sein! Du wärest mir ein schöner Verwalter!“

Kwitzinski, der am Ende des Tisches saß, lächelte nicht ohne Bosheit; der arme Gitkoff aber bewegte nur seinen Schnurrbart hin und her, hob die Augenbrauen auf und versenkte sich mit seinem haarigen Gesichte in die Serviette.

Nachmittags ging er auf den Balcon, um nach Gewohnheit seine Pfeife zu rauchen — und er schien mir so elend, so verwaist zu sein, daß, obgleich ich ihm nicht gewogen war, ich nicht umhin konnte, an ihn heranzutreten:

„Wie sind Sie denn, Gawril Fedulitsch,“ fing ich ohne weitere Umschweife an, „mit Eulampia Martinowna auseinander gekommen? Ich glaubte, Sie wären bereits verheiratet.“

Der Major a. D. sah mich trostlos an.

„Der niederträchtige Bösewicht!“ fing er in seinem Schmerze an, jede Silbe einzeln mühsam hervorbringend. „Mit seiner giftigen Zunge hat er es mir angethan und alle meine Lebenshoffnungen zu Grunde gerichtet, in den Staub getreten. Ich möchte Ihnen

wohl, Dmitri Semenowitsch, alle seine Scheußlichkeiten erzählen, doch habe ich Angst, Ihre Mutter zu erzürnen. (— Sie sind noch zu jung, das ist es eben! — hatte, wie es mir augenblicklich einfiel, schon Porfirij zu mir gesagt). „Auch so schon . . .“ Er ächzte.

„Dulden . . . immer dulden . . . nichts Anderes bleibt mir übrig! (er stieß sich an die Brust). Dulde, alter Krieger, dulde! Dem Kaiser hast Du treu, treu und redlich gedient . . . ohne Makel; ja! Hast weder Mühe noch Dein Blut geschont, und jetzt bist Du so weit gekommen! Wäre es beim Regiment — hinge es von mir ab,“ — fuhr er nach kurzem Schweigen fort, krampfhaft an seinem Weichselrohre saugend, „da hätte ich ihn . . . mit Spießruthen, hätte ich ihn . . . bei dreifachem Ruthenlaufen . . . bis zum Tode . . .“

Gitkoff nahm die Pfeife aus dem Munde und richtete seinen Blick in die Ferne, als labe er sich an dem heraufbeschworenen Bilde.

Souvenir näherte sich uns und fing den Major zu necken an. Ich verließ sie und beschloß, was es auch koste, mit eigenen Augen Martin Petrowitsch wiederzusehen . . . Meine kindliche Neugierde war auf's Höchste gespannt.

XVIII.

Den anderen Tag begab ich mich wieder mit der Flinte, aber ohne Porfirij, nach dem Eskow'schen Wäldchen. Der Tag war ausgezeichnet schön; ich glaube, außer Rußland gibt es keine solchen Tage im September. Es war so still, daß man auf hundert

Schritt hören konnte, wie das Eichhörnchen in den trockenen Blättern herumlief, wie ein abgebrochener Zweig erst ein wenig an den anderen Zweigen hängen blieb und endlich auf das weiche Gras fiel — für ewig fiel; er wird sich da nicht mehr regen, bis er verwest. Die Luft war weder warm, noch kühl, nur aromatisch war sie, wie säuerlich, und reizte ein wenig die Augen und die Wangen. Das, wie ein Seidenfaden dünne, lange Spinngewebe, mit kleinem Knäuel in der Mitte, flog langsam heran, und sich an den Gewehrlauf heftend, schwebte es wagerecht in der Luft — ein Zeichen von anhaltend schönem Wetter! Die Sonne leuchtete so mild wie sonst der Mond. Die Waldschnepfen begegneten mir ziemlich häufig, ich beachtete sie nur wenig; ich wußte, daß das Gehölz beinahe bis zum Gutshofe Charloff's, ja sich sogar bis zum Zaune seines Gartens erstrecke — und ging nach dieser Richtung hin, obgleich ich davon, wie ich in den Gutshof gelangen konnte, nur eine schwache Vorstellung hatte und selbst zweifelte, ob ich eigentlich mich dahin begeben dürfe, da meine Mutter sich mit den neuen Besitzern von Eskowo überworfen hatte.

Plötzlich hörte ich in kurzer Entfernung Menschenstimmen. Ich horchte ... Jemand ging in dem Wäldchen ... gerade auf mich zu.

„So hättest Du ihr auch sagen sollen“ sprach eine weibliche Stimme.

„Erzähle mir!“ unterbrach eine andere, die Stimme eines Mannes. „Als ob man Alles mit einem Male erreichen könnte!“

Die Stimmen waren mir bekannt. Ein blaues Frauenkleid wurde durch die entblätterten Haselnußsträuche sichtbar, neben ihm zeigte sich ein dunkler, langer Rock. Noch ein Augenblick und auf der lichten Stelle im Walde, fünf Schritt von mir, erschien — Sletkin und Eulampia.

Beide wurden bei meinem Anblicke verlegen. Eulampia ging ein paar Schritte zurück, dem Gebüsche zu. Sletkin überlegte einen Augenblick, dann näherte er sich mir. Auf seinem Gesichte ließ sich keine Spur von jener unterwürfigen Demuth erkennen, mit welcher er etwa vor anderthalb Monaten auf dem Charloff'schen Gut mein Pferd herumgeführt und die Trensenkette gerieben hatte, aber ich konnte ebenfalls nicht das Herausforderende auf seinem Gesichte lesen, was mich Tags vorher an der Schwelle des Arbeitszimmers meiner Mutter in Staunen versetzt hatte. Das Gesicht war wie früher weiß und hübsch, nur schien es fester und breiter zu sein.

„Es sind wohl viele Waldschnepfen angeschwärmt gekommen?" fragte er mich, die Mütze ein wenig lüftend, lächelte und fuhr mit der Hand über die schwarzen Locken. „Sie jagen in unserem Wäldchen ... Seien Sie willkommen! Wir hindern Sie nicht ... im Gegentheil!"

„Heute habe ich keine erlegt," antwortete ich auf seine erste Frage, „Ihr Wäldchen aber werde ich sofort verlassen."

Sletkin zog schnell seine Mütze an: „Aber erlauben Sie, warum denn? Wir stehen Ihnen nicht im Wege

— wir sind damit ja ganz einverstanden. Eulampia Martinowna wird Ihnen dasselbe bezeugen. Eulampia Martinowna, kommen Sie hieher! Wohin sind Sie verschwunden?"

Der Kopf Eulampia's zeigte sich aus dem Gehölz, doch kam sie nicht zu uns heran. Sie war in der letzten Zeit noch schöner — es schien, als wäre sie noch gewachsen, noch voller geworden.

„Mir ist es," fuhr Sletkin fort, „um es Ihnen zu gestehen, selbst angenehm, daß ich Ihnen begegnet bin. Ihre Mutter geruhte gestern sich gegen mich zu erzürnen, wollte gar keine Gründe meinerseits anhören ich bin aber, wie ich es vor Gott und Ihnen bezeugen will, gar nicht schuldig. Mit Martin Petrowitsch kann man nicht anders verfahren. Er ist ganz und gar in Kindheit versunken. Wir können doch nicht alle seine Launen erfüllen, Sie werden es selbst zugeben müssen. Achtung aber erweisen wir ihm, wie es sich gebührt, fragen Sie meinetwegen Eulampia Martinowna selbst."

Eulampia rührte sich nicht, das gewöhnte hochmüthige Lächeln irrte auf ihren Lippen und nicht freundlich blickten ihre schönen Augen.

„Warum haben Sie aber, Wladimir Wassiliewitsch, Martin Petrowitsch's Pferd verkauft?" Mir lag namentlich dies Pferd am Herzen, das sich jetzt im Besitz eines Bauern befand.

„Warum wir sein Pferd verkauft haben? Aber versetzen Sie sich doch in unsere Lage, wozu war dasselbe nütze? es fraß nur umsonst. Beim Bauer wird es wenigstens pflügen. Martin Petrowitsch aber, wenn

er Lust hat, auszufahren, hat uns ja nur darum zu bitten. Wir werden ihm einen Wagen nicht abschlagen. In den Tagen, wo nicht gearbeitet wird, soll er ihn mit Vergnügen haben "

„Wladimir Wassiliewitsch!" rief Eulampia mit gedämpfter Stimme, als wenn sie ihn heranrufen und doch ihren Platz nicht verlassen wollte. Sie hatte einige Wegerichhalme um die Finger gewickelt, und sie aufeinander schlagend, hieb sie ihnen die Köpfe ab.

„Dasselbe gilt auch vom Laufburschen Maksimka," fuhr Sletkin fort; „Martin Petrowitsch beklagt sich, daß wir denselben ihm fortgenommen und in die Lehre gegeben haben. Aber urtheilen Sie selbst; was wäre aus ihm bei Martin Petrowitsch geworden? An's Zeittodtschlagen hätte er sich gewöhnt, weiter nichts! Nicht einmal zu bedienen, wie es sich gehört, verstand er in Folge seiner Dummheit und seines kindischen Wesens. Jetzt aber haben wir ihn zu einem Riemer in die Lehre gegeben. Es wird ein guter Meister aus ihm werden, er wird viel verdienen, und auch uns einen guten Obrok*) zahlen können. In unserer kleinen Wirthschaft ist das von Bedeutung! In unserer Wirthschaft darf man Nichts vernachlässigen!"

Und diesen Menschen hatte Martin Petrowitsch „Lappen" genannt! dachte ich bei mir. „Wer liest aber jetzt Martin Petrowitsch vor?" fragte ich.

---

*) Geld, das die Leibeigenen an den Gutsbesitzer zahlten, um das Gut verlassen und anderswo einen Verdienst suchen zu dürfen.



„Was soll man ihm denn vorlesen? ein Buch war da, es ist aber, Gott sei Dank, verloren gegangen ... Was soll das Lesen in seinen Jahren?“

„Und wer rasirt ihn?“ fragte ich weiter.

Sletkin lachte beifällig, als hätte ich einen Witz gerissen. „Aber Niemand! Anfangs braunte er sich den Bart mit dem Lichte ab, jetzt hat er ihn stehen lassen. Er kleidet ihn prächtig!“

„Wladimir Wassiliewitsch!“ rief mit Nachdruck Eulampia. „Wladimir Wassiliewitsch!“

Sletkin machte ihr ein Zeichen mit der Hand.

„Schuhe, Kleider hat er, er ißt dasselbe, was wir, was will er denn mehr? Er selbst hat doch versichert, daß er in dieser Welt nichts Anderes will, als für das Heil seiner Seele sorgen. Hätte er doch einsehen wollen, daß, wie es auch gekommen sei, jetzt Alles unser ist. Man spricht auch davon, daß wir ihm das Monatsgeld nicht auszahlen, wir haben ja aber selbst häufig keinen Pfennig Geld, und wozu braucht er dasselbe, da er doch Alles geliefert bekommt? Wir gehen aber mit ihm, ich sage es Ihnen in voller Wahrheit, wie Verwandte um. Die Zimmer, in denen er lebt, sind uns z. B. ungemein nöthig, ohne dieselben kann man sich gar nicht umdrehen, wir ändern jedoch gar nichts — wir dulden! Selbst dafür sorgen wir, daß er Zerstreuung habe. Zum Petrifesttage habe ich ihm ganz ausgezeichnete Angelhaken gekauft — echt englische, theuere Haken, damit er angeln könne. Karausche haben wir ja genug in unserem Teiche. Er sollte sich hinsetzen und angeln; wenn er eine, zwei Stunden säße,

da würde es auch eine Fischsuppe geben! Es ist eine für alte Leute ganz passende Beschäftigung!"

„Wladimir Wassiliewitsch!" rief zum dritten Male und entschieden Eulampia und warf die Stengel, die sie um die Finger drehte, weit von sich. „Ich gehe fort, Wladimir Wassiliewitsch!" wiederholte sie und verschwand im Gehölze.

„Sofort, Eulampia Martinowna, sofort!" schrie Sletkin. „Jetzt ist selbst Martin Petrowitsch mit uns einverstanden," fuhr er zu mir gewandt fort. „Anfangs fühlte er sich beleidigt, tobte selbst, bis er endlich zur Einsicht gelangte. Sie wissen, es war ein so hitziger Mensch, jetzt ist er aber ganz still geworden. Warum? — weil er seinen eigenen Vortheil eingesehen hat! Ihre Mutter hat mir, Gott weiß wie, zugesetzt. Es ist auch erklärlich; sie ist eine große Herrin, sie hält viel auf ihre Macht, nicht weniger wie früher Martin Petrowitsch, doch kommen Sie selbst einmal zu uns, überzeugen Sie sich selbst, und legen Sie bei Gelegenheit ein Wort für mich bei Ihrer Mutter ein. Ich fühle sehr wohl die Wohlthaten, die mir Natalia Nicolaewna erwiesen hat, doch müssen wir doch auch leben können!"

„Warum aber hat Gitkoff einen Korb bekommen," fragte ich.

„Den Fedulitsch meinen Sie? dieser Tollpatsch!" Sletkin zuckte die Achseln. „Ueberlegen Sie doch selbst, worin konnte er nützlich sein? War sein Leben lang Soldat, und will jetzt plötzlich Landwirth werden. Ich kann, sagt er, mit den Bauern fertig werden, weil

ich eben in's Gesicht zu schlagen gewohnt bin. Rein gar nichts versteht er. Auch in's Gesicht muß man mit Verständniß hauen! Eulampia Martinowna hat ihn selbst ausgeschlagen. Er paßt durchaus nicht für uns. Unsere ganze Wirthschaft wäre ja mit ihm zu Grunde gegangen!"

„A-u! a-u!" tönte der Waldruf aus der vollen Stimme Eulampia's.

„Sofort! sofort!" antwortete Sletkin. Er reichte mir die Hand, ich drückte dieselbe, wenn auch nicht besonders gern.

„Empfehle mich Ihnen, Dmitri Semenowitsch!" sagte er, mir die ganze Reihe seiner weißen Zähne zeigend, „schießen Sie hier, wie viel Sie Lust haben, die Vögel kommen angeflogen, gehören daher auch Niemandem, wenn Sie aber einem Hasen begegnen, erbarmen Sie sich seiner — der gehört uns! Ach ja, eine Bitte: wird Ihre Hündin nicht bald Junge haben? Schenken Sie mir einen davon, Sie würden mich damit ungemein verbinden!"

„A-u!" hörte man wiederum Eulampia's Stimme in weiter Ferne.

„A-u! a-u!" antwortete Sletkin und verschwand in dem Gehölze.

XIX.

Ich erinnere mich, daß mich, als ich allein geblieben, der Gedanke beschäftigte, wie es möglich geworden, daß Charloff den Sletkin nicht so geschlagen habe, daß es auf der Stelle nur naß von ihm ge-

worden wäre, und wiederum, daß Sletkin dies Schicksal nicht befürchtete. Augenscheinlich muß Martin Petrowitsch wirklich „stille“ geworden sein, dachte ich, und noch mehr bekam ich Lust nach Eskowo zu gelangen, um mir, wäre es auch nur mit einem Auge, den Koloß anzusehen, den ich mir eingeschüchtert und zahm gar nicht vorstellen konnte.

Ich hatte bereits den Saum des Wäldchens erreicht, als sich plötzlich unter meinen Füßen selbst, mit lautem Flügelschlage eine große Waldschnepfe erhob und in das Innere des Waldes flog. Ich zielte, die Flinte, versagte. Ich wurde ärgerlich; der Vogel war zu gut und ich beschloß zu versuchen, ob ich ihn nicht wieder heben könne. Ich ging in der Richtung seines Fluges, und nach etwa zweihundert Schritten sah ich auf einer kleinen Wiese unter einer schattigen Birke — nicht die Waldschnepfe, sondern denselben Herrn Sletkin.

Er lag auf dem Rücken, hatte beide Hände unter den Kopf gelegt und blickte mit zufriedenem Lächeln nach oben in den Himmelsraum, indem er sein linkes Bein, das er auf das rechte Knie gelegt hatte, ein wenig schaukelte. Er bemerkte mein Kommen nicht.

Auf der Wiese, einige Schritte von ihm entfernt, ging langsam, mit gesenktem Haupte, Eulampia umher.

Es schien, als ob sie etwas in dem Grase suchte, vielleicht Pilze. Von Zeit zu Zeit neigte sie sich, streckte die Hand aus, dabei sang sie halblaut. Ich stand und horchte. Anfangs konnte ich nicht verstehen,

was sie sang, doch bald vernahm ich deutlich folgende bekannte Verse des alten Liedes:

Komm heran, komm heran, du schwarze Wolke,
Tödte doch, tödte doch den Schwiegervater.
Donnere nieder, donnere nieder die Schwiegermutter,
Werde selbst die junge Gattin tödten.

Eulampia sang immer lauter und lauter; mit besonderem Nachdrucke betonte sie namentlich den letzten Vers. Sletkin lag auf dem Rücken und lächelte immer, sie aber bewegte sich beständig im Kreise um ihn.

„Wie Du aber bist," sagte er endlich, „was Euch Frauen nicht Alles durch den Kopf fährt."

„Und weßhalb?"

Sletkin hob ein wenig den Kopf in die Höhe. „Wie weßhalb? Was hast Du da eben für Worte hören lassen?"

„Aus einem Lied kann man doch, mein theuerer Wladimir, kein Wort auslassen!" antwortete Eulampia, sah sich um und erblickte mich. Wir schrien Beide zugleich auf und liefen Beide nach entgegengesetzten Richtungen davon.

Was Sletkin geantwortet, weiß ich nicht, ich verließ eiligst das Wäldchen. Nachdem ich eine enge Waldwiese durchschritten, befand ich mich plötzlich vor dem Charloff'schen Garten.

XX.

Ich hatte weder Zeit noch Ursache, über das, was ich eben gesehen, nachzudenken. Ich bewegte mich längs des Gartenzaunes, und erblickte nach einigen

Augenblicken durch die silberschillernden Pappeln (sie hatten noch nichts von ihrem Schmucke verloren und breiteten sich so üppig mit ihren glänzenden Blättern aus) den Hof und das Haus von Martin Petrowitsch. Der ganze Gutshof schien mir gereinigt und geordnet zu sein; überall erblickte man die Spuren einer beständigen und strengen Aufsicht. Anna Martinowna erschien auf dem Balcon und blickte lange, ihre mattblauen Augen zusammendrückend, nach der Richtung des Wäldchens hin.

„Hast Du den Herrn gesehen?“ fragte sie einen durch den Hof gehenden Bauern.

„Wladimir Wassiliewitsch?“ antwortete dieser, seine Mütze vom Kopfe reißend, „der ist wohl nach dem Wäldchen gegangen.“

„Das weiß ich; ist er aber nicht zurückgekehrt? hast Du ihn nicht gesehen?“

„Nein . . . gesehen habe ich ihn nicht.“

Der Bauer stand noch immer unbedeckt vor Anna Martinowna.

„Schon gut, gehe,“ sagte sie; „doch nein — warte. Wo ist Martin Petrowitsch?“ weißt Du es?“

„Martin Petrowitsch,“ antwortete der Bauer mit seiner singenden Stimme, bald die rechte, bald die linke Hand erhebend, als ob er nicht wisse, wohin er zeigen solle, — „der sitzt da beim See mit einer Angel. Er sitzt im Schilf mit der Angel. Ob er Fische fangen will, mag der liebe Gott wissen.“

„Schon gut — geh' jetzt!“ wiederholte Anna

Martinowna — und hebe da das Rad auf, was liegt es da herum!“

Der Bauer lief, ihren Befehl auszuführen, sie aber stand noch einige Augenblicke auf dem Balcon und blickte immer fort nach der Richtung des Wäldchens hin. Dann machte sie mit der geballten Hand eine drohende Bewegung und kehrte in das Haus zurück. „Aksinja!“ hörte man aus dem Innern desselben ihre befehlende Stimme rufen.

Anna Martinowna sah heute gereizt aus und ihre ohnehin feinen Lippen preßte sie heute besonders fest zusammen. Sie war nachlässig angezogen, ein Theil ihrer auseinander gefallenen Haarflechten fiel auf ihre Schultern. Trotz der Nachlässigkeit ihrer Kleidung, trotz ihrer Gereiztheit schien sie mir verlockend genug, und ich hätte mit größtem Vergnügen ihre schmale, ebenfalls etwas boshafte Hand geküßt, mit der sie ärgerlich einige Male die aufgelösten Haare zurückgeworfen hatte.

XXI.

Ist denn Martin Petrowitsch wirklich ein Angler geworden; fragte ich mich, während ich nach dem See ging, der auf der andern Seite des Gehölzes gelegen ist. Ich stieg auf das Wehr, welches den See nach dem Dorfe absperrt, und blickte nach allen Seiten — von Martin Petrowitsch war keine Spur zu sehen. Ich ging das eine Ufer des See's entlang — und erblickte endlich nahe bei seinem Anfange, in der Nähe eines kleinen Einschnittes, unter flachem, eingetretenem

Schilfe einen ungeheuren Klumpen. Ich betrachtete diesen genauer, es war Charloff. Ohne Mütze, mit zerzaustem, struppigem Haare, in einem an den Nähten zerrissenen leinenen Rocke, saß er unbeweglich auf bloßer Erde, die Füße unter sich zusammengezogen; er saß so unbeweglich, daß bei meinem Nahen eine Wasserschnepfe zwei Schritt von ihm sich von dem getrockneten Schlamme erhob und mit den Flügeln zuckend und pfeifend weiter über die glatte Wasserfläche flog. Es hatte sich also wohl lange Nichts in ihrer Nähe gerührt und sie aufgeschreckt. Die ganze Erscheinung Charloff's war so außergewöhnlich, daß mein Hund, als er ihn bemerkte, plötzlich stehen blieb, den Schwanz zwischen die Beine klemmte und laut bellte. Charloff wendete ein wenig seinen Kopf, und glotzte mich und den Hund mit verwilderten Augen an. Der Bart veränderte ihn unglaublich; derselbe war zwar kurz, doch dicht, kraus, mit weißen Zwickeln untermischt, dem Krimer-Fell ähnlich. In seiner rechten Hand steckte der Angelstock; das Ende desselben schwankte über dem Wasser hin und her. Mein Herz wurde beklommen, doch faßte ich mich, ging zu ihm heran und grüßte ihn. Er blinzelte langsam mit den Augen, als ob er geschlafen hätte.

„Sie angeln wohl hier, Martin Petrowitsch?“ fing ich an.

„Ja . . . ich angle“, antwortete er mit heiserer Stimme und zog den Angelstock in die Höhe; an dessen Ende hing ein Stück Schnur, etwa eine Elle lang — und ohne Haken.

„Die Schnur ist bei Ihnen gerissen," bemerkte ich und sah erst jetzt, daß Martin Petrowitsch weder Würmer noch einen Behälter für die Fische hatte ... Und was konnte das für ein Angeln im September sein?!

„Gerissen?" wiederholte er und fuhr mit der Hand über das Gesicht. „Das ist einerlei."

Und er warf wieder seine Angel.

„Sie sind der Sohn der Natalia Nikolaewna?" fragte er mich nach ein paar Minuten, während welcher ich ihn nicht ohne heimliches Erstaunen betrachtet hatte. Er war zwar sehr mager geworden, doch schien er immer noch ein Riese; aber in was für Lumpen war er gekleidet, wie heruntergekommen sah er aus!

„Ganz richtig, ich bin der Sohn von Natalia Nikolaewna B ..."

„Sie ist gesund?"

„Meine Mutter ist gesund. Sie hat ihre Weigerung zu kommen sich sehr zu Herzen genommen," fügte ich hinzu, „sie hatte gar nicht erwartet, daß Sie nicht zu ihr kommen wollen würden."

Martin Petrowitsch senkte den Kopf. „Und warst Du ... da?" fragte er, den Kopf zur Seite werfend.

„Wo?"

„Da ... auf dem Gutshof. Warst Du nicht? geh' hin! Was hast Du hier zu suchen? Geh' doch hin! Mit mir zu sprechen brauchst Du nicht. Ich liebe es nicht."

Er schwieg.

„Du denkst an gar nichts Anderes, als mit der

Flinte Dich herumzutreiben. In meinen jungen Jahren that ich dasselbe. Mein Vater jedoch . . . und wie habe ich ihn geachtet! nicht so wie jetzt es Sitte ist! mein Vater, der hat mir mit der Peitsche was versetzt — da ist mir die Lust daran vergangen! Das Herumtreiben hatte ein Ende. Und weßhalb habe ich ihn geachtet . . .? Ach! . . . ja!"

Charloff schwieg wieder.

„Du aber bleibe hier nicht!" fing er wieder an. „Gehe auf den Gutshof. Dort wird jetzt wie noch nie gewirthschaftet. Wolodka . . ." hier hielt er ein wenig inne. „Mein Wolodka, der hat Geschick für Alles. Ein Prachtjunge ist er und welche Canaille dazu!"

Ich wußte nicht, was ich denken sollte, Martin Petrowitsch sprach vollkommen ruhig.

„Sieh' Dir auch die Töchter an. Du erinnerst Dich wohl, ich hatte zwei Töchter. Es sind gute Wirthschafterinnen — sehr geschickt! Ich aber, mein Lieber, bin alt geworden; habe mich zurückgezogen! Zur Ruhe nämlich." (Schöne Ruhe! dachte ich herumblickend.)

„Martin Petrowitsch!" sagte ich laut, „Sie müssen durchaus zu uns kommen."

Charloff sah mich an.

„Geh' fort, mein Lieber, so wird's besser!"

„Betrüben Sie die Mutter nicht, kommen Sie."

„Geh' fort, mein Lieber, geh' fort!" wiederholte Charloff — „was hast Du mit mir noch zu sprechen?"

„Wenn Sie keinen Wagen haben, wird die Mutter den ihrigen schicken."

„Geh' fort!“

„Aber wirklich, Martin Petrowitsch!“

Charloff ließ den Kopf hängen — und mir schien daß seine dunkel gewordenen, wie mit Erde überzogenen Wangen sich geröthet hatten.

„Wirklich, kommen Sie,“ fuhr ich fort. „Was sitzen Sie hier, wozu quälen Sie sich?“

„Wie so . . . quäle ich mich?“ unterbrach er mich.

„Ja, freilich quälen Sie sich!“ wiederholte ich.

Charloff schwieg und schien in schwere Gedanken versunken zu sein.

Durch dies Schweigen ermuthigt, entschied ich mich, offen zu sein und ohne Umschweife zu verfahren. (Vergessen Sie nicht, ich war erst fünfzehn Jahre alt.)

„Martin Petrowitsch!“ fing ich an, mich zu ihm hinsetzend. „Ich weiß ja Alles, Alles bis auf das Kleinste! Ich weiß, wie Ihr Schwiegersohn mit Ihnen verfährt, allerdings nicht ohne Zustimmung Ihrer Töchter, und freilich sind Sie jetzt in einer schlimmen Lage . . . doch wozu verzweifeln?“

Charloff schwieg noch immer, nur ließ er die Angel fallen. Für wie klug hielt ich mich aber; ich meinte, ein Philosoph zu sein . . .

„Allerdings,“ sprach ich weiter, „haben Sie unvorsichtig gehandelt, als Sie Alles Ihren Töchtern überließen. Es war sehr großmüthig von Ihrer Seite, und ich will ihnen darüber keine Vorwürfe machen. In unserer Zeit ist's ein gar seltener Zug! Doch wenn Ihre Töchter so undankbar sind, so müssen Sie

Ihrerseits dieselben mit Verachtung strafen! ja geradezu mit Verachtung und sich nicht grämen . . .“

„Lass’ mich in Ruhe!“ zischte plötzlich Charloff mit Zähneknirschen, und seine auf den Teich gerichteten Augen zeigten ein böses Feuer. „Geh’ fort!“

„Aber Martin Petrowitsch . . .“

„Fort! sonst schlage ich Dich todt!“

Ich war eben ganz an ihn herangerückt, doch beim letzten Wort sprang ich unwillkürlich auf. „Was sagen Sie, Martin Petrowitsch?“

„Ich schlage Dich todt, sage ich, fort!!“

Wilddröhnend wie ein Gebrüll rangen diese Worte sich aus Charloff’s Brust heraus, er selbst aber wandte nicht den Kopf um und fuhr fort, mit dem Ausdruck der Wuth vor sich hinzustieren.

„Ich packe Dich und werfe Dich sammt allen Deinen närrischen Rathschlägen in’s Wasser — dann wirst Du wissen, was es alte Leute zu belästigen heißt! Du Gelbschnabel!“

„Er ist verrückt geworden!“ dachte ich bei mir.

Ich sah ihn genauer an und wurde wie versteinert: Martin Petrowitsch weinte! Eine Thräne nach der andern rollte aus seinen Augen über die Wangen . . . Das Gesicht aber wurde immer grimmiger.

„Fort!!“ schrie er noch einmal, „ich tödte Dich sonst, bei Gott! damit Andere ein Exempel daran haben!“

Er schüttelte sich mit seinem ganzen Körper und wies mir fletschend die Zähne, wie ein Eber. Ich

ergriff die Flinte und lief davon. Mein Hund folgte mit Gebell mir nach, auch ihn hatte Schreck überfallen.

Nach Hause gekommen, erlaubte ich mir selbstverständlich nicht einmal eine Andeutung von dem, was ich gesehen, bei meiner Mutter, doch als ich Souvenir begegnete, erzählte ich ihm, der Teufel weiß warum, Alles. Dieser widrige Mensch freute sich so sehr über meine Erzählung, lachte so hämisch grinsend, er sprang selbst vor Schadenfreude, daß ich ihn beinahe geprügelt hätte.

„Das möchte ich doch sehen,“ wiederholte er vom Lachen fast erstickend, „wie dieser Götze, dieser Wschede Charlus in den Schlamm hereingekrochen ist und dort sitzt . . .“

„Gehen Sie doch nach dem See hin zu ihm, wenn es Sie so interessirt.“

„Ja freilich, aber wenn er mich tödtet?“

Souvenir war mir schrecklich langweilig geworden, und ich bereute meine unpassende Geschwätzigkeit . . . Gitkoff, dem er meine Erzählung mitgetheilt hatte, faßte die Sache anders auf.

„Man wird sich an die Polizei wenden müssen,“ entschied er; „vielleicht wird es auch nöthig sein, nach Militär zu schicken.“

Seine Vorahnung hinsichtlich des Militärs bestätigte sich nicht, doch geschah allerdings etwas Außerordentliches.

XXII.

Mitte October, etwa drei Wochen nach meinem Zusammentreffen mit Charloff, stand ich am Fenster des Zimmers, das ich im zweiten Stock bewohnte und schaute, ohne an Etwas zu denken, doch niedergeschlagen, auf den Wirthschaftshof und die hinter ihm liegende Straße. Bereits seit fünf Tagen hatten wir das abscheulichste Wetter. An Jagd war nicht zu denken. Alles Lebendige hatte sich verborgen. Selbst die Sperlinge zwitscherten nicht mehr, und die Krammetsvögel waren verschwunden. Der Wind heulte bald dumpf, bald pfiff er. Die Färbung des niedrigen, lichtlosen Himmels spielte aus einem unheimlichen Weiß in ein bleiernes Blau, das noch bösartiger aussah — und der Regen, welcher strömte, beständig, unaufhörlich strömte, peitschte immer heftiger; stets schiefer schlugen die Regentropfen an die Fensterscheiben und rieselten zischend an ihnen herab. Die vollständig abgefegten Bäume waren grau geworden; es schien, als könne nichts mehr ihnen entrissen werden — der Wind aber fing immer wieder an ihnen zu zerren an. Ueberall hatten sich Pfützen gebildet, auf welchen erstorbene Blätter schwammen, große Wasserblasen, platzend und von Neuem entstehend, auffsprangen und auf der dunklen Fläche hin und her glitten. Der Schmutz war bodenlos, die Kälte drang in die Zimmer, in die Kleider, in die Knochen. Frösteln überlief den ganzen Körper — und wie übel wurde es Einem zu Muthe; Ekel, nicht Traurigkeit war's, was man empfand! Es kam mir vor, als ob nie mehr auf dieser



Welt weder Sonne noch Glanz, noch Farben erscheinen könnten, daß dagegen stets dieser Schmutz, dieses Schlüpfrige, diese graue Nässe, diese säuerliche Feuchtigkeit sich behaupten würden — daß dies Sausen und Heulen des Windes in alle Ewigkeit dauern werde! So stand ich vor dem Fenster, als plötzlich Alles sich noch mehr verdunkelte, eine bläuliche Dunkelheit Alles überzog — und doch war es zwölf Uhr Mittags. Da schien es mir mit einem Male, als wenn ein Bär durch unseren Hof — durch das Hofthor zum Hauseingang gelaufen wäre. Allerdings nicht auf allen Vieren, nein, aber so wie man ihn auf Bildern zeichnet, wenn er sich auf die Hinterpfoten stellt. Ich traute meinen Augen nicht. Wenn ich auch einen Bären gesehen, so war es jedenfalls etwas Ungeheures, Schwarzes, Zottiges. Ich konnte noch nicht errathen, was es eigentlich war, als ich plötzlich unten einen wüthenden Lärm vernahm. Es schien, als wäre etwas ganz Unerwartetes, Schreckliches in unser Haus gedrungen. Es entstand ein Laufen, ein Rennen . . .

Ich stürzte die Treppe hinunter, nach dem Speisesaale.

In der Thür des Empfangszimmers, das Gesicht mir zugekehrt, stand wie eingegraben meine Mutter; hinter ihr erblickte man einige erschrockene Frauengesichter, der Hausmeister, zwei Lakaien, ein Laufbursche, mit vor Verwunderung aufgesperrtem Munde, drängten sich um die Thür des Vorzimmers, und mitten im Speisesaale lag auf den Knieen das mit

Schmutz bedeckte, zerzauste und zerfleischte, durchnäßte Ungeheuer. Solchermaßen triefte es von Wasser, daß es dampfte und das Wasser auf die Erde lief. Schwerfällig und wie in der Agonie hob und senkte sich dasselbe Ungeheuer, das eben vor meinen Augen durch den Hof gelaufen war. Und wer war dies Ungeheuer? Charloff! Ich zog mich zur Seite und erblickte nicht sein Gesicht, aber seinen Kopf, den er über die vom Schmutz zusammengeklebten Haare mit beiden Händen umfaßt hielt. Er athmete schwer, krampfhaft, es schien etwas in seiner Brust überwallen zu wollen — und auf dieser ganzen, bespritzten, dunklen Masse konnte man deutlich nur das Weiße der kleinen, wild herumirrenden Augäpfel bemerken. Es war ein schrecklicher Anblick. Ich erinnerte mich an den Beamten, welchen er für den Vergleich mit einem Mastodonten so energisch zurechtgewiesen hatte. Doch wirklich, so müßte ein vorsündfluthliches Thier ausgesehen haben, das sich eben vor einem anderen Unthier, von dem es mitten in dem Urschlamme oder in vorweltlichen Moräften angefallen worden, gerettet hatte.

„Martin Petrowitsch!“ rief endlich meine Mutter aus und schlug die Hände zusammen. „Bist Du es? Gott, o Gott, Du Allmächtiger!“

„Ich . . . Ich . . bin es,“ hörte man ihn stammeln; mit Anstrengung und Schmerz verließ jeder Laut seine Brust. „Ach! ja — ich!“

„Was ist mit Dir? mein Gott!“

„Natalia Nikola . . . ewna ich kom . . . me zu Ihnen gerade vom Hause . . . bin zu Fuß gekommen.“

„In diesem Schmutze! Du siehst ja einem Menschen nicht ähnlich. Steh' auf, setze Dich wenigstens ... Und Ihr", wandte sie sich zu den Mägden, „holt schnell Handtücher. Haben wir keine trockenen Kleider?" fragte sie den Hausmeister.

Dieser zeigte mit Handgeberden, daß solche für einen solchen Wuchs nicht zu finden seien ... „Doch kann man eine Bettdecke bringen," meinte er, „auch ist eine neue Pferdedecke da." ...

„Steh doch auf, steh auf, Martin Petrowitsch, setze Dich!" wiederholte die Mutter.

„Weggejagt hat man mich, gnädige Frau!" stöhnte plötzlich Charloff — und warf seinen Kopf nach hinten und streckte seine Hände vorwärts. „Weggejagt, Natalia Nikolaewna! Meine Töchter haben mich aus meinem Hause weggejagt ..."

„Ach!" schrie meine Mutter auf. „Was sagst Du? Weggejagt! Welche Sünde!" Sie bekreuzte sich. „Steh aber auf, Martin Petrowitsch, thue mir den Gefallen!"

Zwei Mägde traten ein mit Handtüchern und blieben vor Charloff stehen; man sah es ihnen an, daß sie keine Ahnung hatten, wie sie solchen Schmutz wegbringen könnten.

„Weggejagt, gnädige Frau, weggejagt!" wiederholte unterdessen Charloff. Der Hausmeister kam zurück mit einer großen, wollenen Decke und blieb ebenfalls unentschlossen stehen. Der Kopf von Souvenir zeigte sich durch die Thür und verschwand wieder.

„Martin Petrowitsch! Steh' auf! setze Dich!

erzähle mir, wie Alles vorgefallen ist," befahl meine Mutter in entschiedenem Tone.

Charloff erhob sich. — Der Hausmeister wollte ihn dabei unterstützen, doch beschmutzte er sich bloß die Hand, und zog sich, von den Fingern den Schmutz abschüttelnd, nach der Thür zurück Sich hin und herwiegend und wankend erreichte Charloff einen Stuhl und setzte sich; die Mägde traten mit den Handtüchern zu ihm heran, doch schob er sie bei Seite, und wollte von der Decke ebenfalls nichts wissen. Uebrigens bestand meine Mutter nicht darauf; es war zu klar, daß Charloff ohne Weiteres trocken zu bekommen eine Unmöglichkeit sei — nur von der Diele entfernte man schnell seine Spuren.

XXIII.

„Wie? Man hat Dich weggejagt?" fragte meine Mutter Charloff, als dieser ein wenig zu sich gegekommen war.

„Gnädige Frau! Natalia Nikolaewna!" fing er mit Anstrengung an — und wieder entsetzte ich mich über das ruhelose Umherirren seiner Augäpfel — ich werde die Wahrheit sprechen, am meisten bin ich selber schuld!"

„So ist es besser; Du wolltest damals meinem Rathe nicht folgen!" sprach die Mutter sich in einen Sessel niederlassend und führte von Zeit zu Zeit ihr stark parfümirtes Taschentuch zur Nase . . . Charloff duftete unerträglich, der Waldmorast riecht nicht so stark.

„Ach, gnädige Frau! nicht darin besteht meine Schuld, aber im Stolze. Der Stolz hat mich zu Grunde gerichtet, wie einst den König Nebueadnezar. Ich dachte mir: Gott hat Verstand genug dir zugemessen, was du also beschließest, das ist daher auch richtig . . . hier kam noch die Angst vor dem Tode dazu . . . ganz und gar bin ich irre geworden. Du willst, dachte ich, noch zu allerletzt deine Kraft, deine Macht zeigen! . . . du willst sie beschenken — und bis zum Tode sollen sie Dankbarkeit fühlen . . .“ Hier kochte es förmlich in Charloff . . . „Wie einen krätzigen Hund mit einem Fußtritte hat man mich aus dem Hause gejagt! Das ist ihre Dankbarkeit! . . .“

„Aber auf welche Weise denn?“ fing wieder meine Mutter an.

„Den Laufburschen Maksimka haben sie mir weggenommen,“ fuhr Charloff, meine Mutter unterbrechend, fort (während seine Augen beständig umherirrten und er die Hände gefaltet vor's Gesicht hielt), „den Wagen weggenommen, das Monatsgeld verkürzt — nicht bezahlt — ganz und gar haben sie mich verkümmern lassen — und immer schwieg ich, duldete immer! Und ich duldete wieder aus Stolz, damit meine bösen Feinde meiner nicht spotten sollten. Da! seht den alten Narren, jetzt bereut er es, auch Sie, meine Gnädige, haben mich gewarnt. „Du wirst doch zu kurz kommen!“ Da habe ich auch geduldet . . . Heute aber komme ich in mein Zimmer — und es ist schon besetzt — und mein Bett in einen Dachwinkel hinausgeworfen! — Du kannst auch da schlafen, man duldet Dich ja blos aus

Gnade. Uns ist Dein Zimmer für die Wirthschaft nöthig — und das sagt mir wer? Wolodka Sletkin, dieser Sklave, dieser Hund! . . .“ Charloff versagte die Stimme.

„Und Deine Töchter, was sagen die?“

„Und ich habe immer geduldet,“ fuhr Charloff in seiner Erzählung fort, „bitter kam's mir an, und wie bitter! auch schämte ich mich . . . . Das Licht Gottes mochte ich nicht anblicken! Darum bin ich, meine Gnädige, auch nicht zu Ihnen gekommen immer wegen dieses Schimpfes, dieser Schande! Ich habe, meine Gnädige, ja Alles versucht: Liebkosungen, Drohungen und Ermahnungen. Gebeugt hab' ich mich selbst, gebeugt, mich so gebeugt (Charloff zeigte mit Geberden, wie er sich erniedrigt habe), und Alles umsonst! Und dies Alles habe ich erduldet! Zuerst hatte ich andere Gedanken: Du nimmst und zerschlägst Alles, zerschmetterst sie, daß nichts von dieser bösen Aussaat übrig bleibe! . . Sie sollten es fühlen! Aber nachher — da habe ich mich gedemüthigt. Ein Schmerzenskreuz, dachte ich mir, ist dir auferlegt, du mußt dich eben zum Tode vorbereiten. Und plötzlich — heute, wie einen Hund! — und wer? — Wolodka! Was meine Tochter aber betrifft, wo haben diese ihren eigenen Willen? — das sind Wolodka's Sklavinnen! — und was für Sklavinnen!“

Die Mutter staunte. — „Bei Anna kann ich es noch begreifen, sie ist die Frau . . . Warum aber Deine Zweite . . .“

„Eulampia? die ist es noch mehr als Anna! Ganz wie sie da ist, hat sie sich dem Wolodka hingegeben.

Aus diesem Grunde hat sie auch Ihren Soldaten ausgeschlagen. Auf den Befehl Wolodka's geschah es. — Anna, die sollte sich eigentlich beleidigt fühlen, sie kann ja überdies die Schwester nicht leiden, und doch fügt sie sich. — Bezaubert hat sie der verfluchte Sletkin! Auch mag's ihr gar nicht unlieb sein, daß aus Eulampia, die ja früher so stolz gewesen, jetzt so etwas geworden ist . . . Ach, ach, ach! Gott, mein Gott!"

Die Mutter sah mit Unruhe mich an, vorsichtig ging ich ein wenig zur Seite, damit man mich nicht wegschicke.

„Es thut mir unsäglich leid, Martin Petrowitsch," sagte sie, „daß mein gewesener Zögling Dir so viel Kummer zugefügt und sich als ein so scheußlicher Mensch gezeigt hat, auch ich habe mich in ihm geirrt. Wer konnte aber von ihm so was erwarten!"

„Gnädige Frau," stöhnte Charloff und schlug sich auf die Brust, „ich kann die Undankbarkeit meiner Töchter nicht ertragen! Ich kann es nicht, meine Gnädige! Ich habe ihnen Alles, Alles gegeben! Auch das Gewissen macht mir Vorwürfe. Vieles, ach, Vieles habe ich mir überlegt, am Teiche sitzend und Fische fangend. Hättest du wenigstens Jemandem in deinem Leben geholfen, dachte ich da, hättest du Almosen gespendet, deinen Bauern die Freiheit gegeben, da du sie dein Leben lang so gepeinigt hast. — Du hast dich ihretwegen vor Gott zu verantworten. Jetzt erst werden dir ihre Thränen heimgezahlt. Welch' Schicksal haben sie auch jetzt! Tief war ihr Elend schon zu meiner Zeit, die Sünde will ich nicht verheimlichen — doch jetzt ist es

bodenlos. Alle diese Sünden habe ich auf mein Gewissen genommen; mein Gewissen habe ich für meine Kinder geopfert, und was wurde mir dafür? Wie einen Hund, mit einem Fußtritte, haben sie mich aus dem Hause gejagt! ...“

„Hör' doch auf; Martin Petrowitsch, darüber nachzugrübeln,“ bat die Mutter.

„Und als er es mir gesagt hatte, der Wolodka nämlich,“ versetzte Charloff mit immer steigender Erregung, „als er mir gesagt, daß ich in meiner Stube nicht mehr wohnen soll, in meiner Stube, wo ich jeden Balken mit eigener Hand gelegt — als er es mir gesagt — Gott weiß, wie mir da wurde! Im Kopfe ging es mir herum, im Herzen fühlte ich einen Dolchstich... Ich erwürge ihn, oder ich laufe weg!... da bin ich zu Ihnen, meine Wohlthäterin, gelaufen.. und wo sollte ich denn mein Haupt hinlegen? Da regnet es, ist so schmutzig... wohl zwanzigmal bin ich gefallen! und jetzt.. hier .. in solchem Zustande..“

Charloff warf einen Blick auf sich und regte sich auf dem Stuhle, als ob er aufstehen wollte.

„Höre doch auf, Martin Petrowitsch, höre auf,“ sprach rasch meine Mutter, was ist das für ein Unglück? Daß Du die Diele verunreinigt hast? Was schadet das? Ich will Dir aber folgenden Vorschlag machen, höre mich! Man wird Dich jetzt in ein besonderes Zimmer führen, man gibt Dir ein reines Bett. — Du aber zieh Dich aus, wasche Dich, leg' Dich hin und schlafe...“

„Gnädige Natalia Nikolaewna! Wie soll ich

schlafen?" sagte trostlos Charloff, „wie mit Hämmern klopft es in meinem Gehirn! Man hat mich ja wie unnützes Vieh ..."

„Leg' Dich hin, schlafe," wiederholte mit Nachdruck die Mutter, „nachher wollen wir Thee trinken — und uns mit Dir besprechen. Verliere den Muth nicht, alter Freund! Hat man Dich aus Deinem Hause weggejagt, so wirst Du in meinem stets ein Obdach finden ... ich habe ja nicht vergessen, daß Du mir das Leben gerettet hast."

„Wohlthäterin," stöhnte Charloff und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen ... „Retten Sie mich jetzt!"

Dieser Hilferuf rührte meine Mutter zu Thränen.

„Gerne helfe ich Dir, Martin Petrowitsch, mit Allem, was ich nur kann; nur mußt Du mir versprechen, mir in Zukunft zu folgen, und alle schlechten Gedanken von Dir zu weisen." —

Charloff entfernte die Hände vom Gesicht.

„Wenn es nöthig sein sollte," versetzte er, „da kann ich auch verzeihen ..."

Die Mutter nickte zustimmend mit dem Kopfe: „Es freut mich sehr, Dich in solch' echt christlicher Stimmung zu sehen; doch darüber später. Vorläufig bringe Dich selbst in Ordnung und schlafe." — „Führe Martin Petrowitsch in das grüne Arbeitszimmer des seligen Herrn," wandte sich die Mutter zum Hausmeister, „und daß Alles, wonach er verlangen sollte, sofort bereit sei; lass' seine Kleider trocknen und reinigen — sollte Wäsche nöthig sein, so rede mit der Wirthschafterin — hörst Du?"

„Zu Befehl!“ antwortete der Hausmeister.

„Und wenn er aufwacht, so lass’ den Schneider sein Maß nehmen, man wird auch den Bart rasiren müssen. Doch nicht gleich, später! . . .“

„Zu Befehl!“ wiederholte der Hausmeister . . . „Martin Petrowitsch, belieben Sie mir zu folgen.“

Charloff stand auf, sah meine Mutter an, wollte sich ihr nähern, doch blieb er stehen, verbeugte sich tief, bekreuzigte sich dreimal, auf das heilige Bild blickend, und folgte dann dem Hausmeister.

Ihnen nach schlich ich ebenfalls aus dem Zimmer.

XXIV.

Der Hausmeister führte Charloff in das grüne Arbeitszimmer und lief sofort, die Wirthschafterin zu holen, da das Bett unbezogen war. Souvenir, der uns im Vorzimmer begegnet und zusammen mit uns in das Zimmer gesprungen war, begann sofort damit, sich wie gewöhnlich gebehrdend und kichernd Charloff zu umkreisen, der, Arme und Beine etwas ausbreitend und in Gedanken versunken, mitten im Zimmer stehen geblieben war. Das Wasser rann unaufhörlich von ihm ab.

„Wschede! heiliger Wschede Charlus!“ greinte Souvenir, sich nach vorne überbeugend und sich die Seiten haltend, „großer Begründer des ruhmvollen Geschlechtes der Charloff! geruhe auf Deinen Nachkommen zu blicken! Wie gefällt er Dir? kannst Du ihn erkennen? Hi, hi, hi! Eure Durchlaucht, reichen Sie mir doch

Ihre Hand! Warum haben Sie denn schwarze Hand-schuh' angezogen?"

Ich hätte Souvenir zurückhalten, ihn beschämen wollen . . . doch wie konnte ich das!

„Parasit, Schmarotzer hast Du mich genannt! „Du hast kein Obdach!" sagtest Du mir. Und jetzt bist Du ja ebenfalls zum Schmarotzer wie ich, der Sündige, geworden! Martin Petrowitsch und Souvenir, der Hergelaufene — sind jetzt dasselbe! Wirst Dich auch von Almosen nähren . . . Man nimmt eine verschimmelte Brotkruste, die ein Hund berochen und unberührt gelassen hat und wirft sie Dir vor . . . . Da iß! hi, hi, hi!"

Charloff stand immer noch unbeweglich, mit gespreizten Beinen, seine beiden Arme von dem übrigen Körper abhaltend.

„Martin Charloff! ständischer Edelmann," fuhr Souvenir fort, „wie hochnasig er war . . . pfui hier, pfui da! Kommt mir nicht zu nah, ich schlag' Euch sonst todt" . . . so begegnete er Einem! Und als er sein Vermögen aus allzu großem Verstande zu vertheilen und zu vergeben angefangen, wie hochfahrend war er da! „Dankbarkeit!" schrie er, „Dankbarkeit!" Warum hast Du mich nicht bedacht, mir nichts geschenkt? Ich wäre vielleicht erkenntlicher gewesen. Wahr habe ich damals gesagt, daß man ihn mit dem blanken Rücken auf den Schnee . . ."

„Souvenir!" schrie ich, doch Souvenir hörte nicht. Charloff rührte sich nicht; es schien, als ob er jetzt erst zu fühlen anfange, wie naß Alles an ihm war,

und erwarte, daß man ihn davon befreie. Doch der Hausmeister kam noch immer nicht.

„Und bist noch ein Krieger,“ fing Souvenir wieder an; „im Jahre Zwölf rettete er das Vaterland, zeigte seine Tapferkeit! Das ist es ja, den halberfrorenen Marodeuren die Hosen herunterzuziehen, das ist unsere Sache — wenn aber ein Frauenzimmer mit dem Fuße stampft, wo steckt denn dann der Muth?“

„Souvenir!“ schrie ich zum zweiten Male.

Charloff sah Souvenir von der Seite an, bis dahin, schien es, hatte er nicht einmal seine Anwesenheit bemerkt und nur mein Ausruf hatte seine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

„Höre Du!“ brummte er dumpf, „sieh' Dich vor, daß kein Unglück geschehe!“

Souvenir wälzte sich förmlich vor Lachen.

„Ach! wie Sie mich erschreckt haben, ehrwürdiges Brüderchen! Wie Sie fürchterlich sind! Ah, Sie sollten Sich doch wenigstens die Härchen kämmen, sonst werden sie ja, Gott verhüte es, zusammentrocknen, man wird sie ja dann mit der Sense abmähen müssen!“ Souvenir wurde immer übermüthiger. „Sie wagen noch groß zu thun! Ein Bettler und macht sich breit! Wo ist jetzt Ihr Obdach, sagen Sie es mir doch? Sie haben ja stets damit geprahlt! Ich habe ein Haus, sagten Sie, und Du bist obdachlos! Ein erbliches Haus!“

„Herr Bitschkoff!“ rief ich, „was thun Sie, kommen Sie doch zu Sich!“

Doch er fuhr fort zu greinen, und hüpfte und sprang um Charloff herum...

Der Hausmeister und die Wirthschafterin waren immer noch nicht gekommen.

Mir wurde bange. Ich bemerkte, daß Charloff, der im Gespräch mit meiner Mutter allmälig ruhiger geworden war und gegen Ende desselben selbst sich in sein Schicksal gefügt zu haben schien, wieder anfing, gereizt zu werden ... Er athmete schneller; hinter den Ohren schwoll es bei ihm plötzlich an; die Finger bewegten sich; die Augen irrten wieder mitten in der dunklen Maske des beschmutzten Gesichtes herum.

„Souvenir! Souvenir!“ schrie ich. „Hören Sie auf; ich sage es sonst der Mutter!“

Doch Souvenir war wie vom Teufel besessen.

„Ja, ja, mein Allerwerthester,“ zischte er wieder, „wir Beide befinden uns in einer sehr kitzlichen Lage! Ihre Töchter aber mit Ihrem Schwiegersohne Wladimir Wassiliewitsch lachen Sie aus in Ihrem Hause, und wie lacht man Sie da aus! Hätten Sie doch wenigstens, Ihrem Versprechen gemäß, dieselben verflucht! Doch auch dazu sind Sie nicht im Stande! Und Sie wollen sich mit Wladimir Wassiliewitsch messen? Wolodka belieben Sie ihn zu nennen? Was für ein Wolodka ist er für Sie? Er ist Wladimir Wassiliewitsch, Herr Sletkin, Gutsbesitzer, Herr und Du .... was bist Du?“

Ein wüthendes Gebrüll übertönte Souvenirs Worte.... Es quoll über bei Charloff. Seine Fäuste ballten und erhoben sich, sein Gesicht wurde blau.

Schaum bedeckte die geborstenen Lippen; er zitterte vor Wuth.

„Haus! sagst Du," donnerte er mit seiner eisernen Stimme. „Fluch! sagst Du ... Nein, verfluchen werde ich sie nicht ... Daraus machen sie sich nichts. Das Haus aber ... ihr Haus werde ich zerstören, und kein Obdach sollen sie haben, wie ich! sie sollen Martin Charloff kennen lernen! Noch ist meine Kraft nicht hin! Sie sollen wissen, was es über mich zu lachen heißt! ... Sie sollen kein Obdach haben!"

Ich starrte; noch nie war ich Zeuge eines solchen grenzenlosen Zornes gewesen. Nicht ein Mensch, nein, ein wildes Thier bewegte sich vor mir! Ich starrte ... Souvenir aber hatte sich vor Angst unter den Tisch verkrochen.

„Sie sollen es nicht haben!" brüllte Charloff zum letzten Mal und stürmte, nachdem er den eintretenden Hausmeister und die Wirthschafterin zu Boden geworfen, aus dem Hause ... Wie ein ungeheurer Klumpen wälzte er sich durch den Hof und verschwand hinter dem Thore.

XXV.

Meine Mutter wurde sehr zornig, als der Hausmeister bei ihr erschien, um ihr mit verlegener Miene die neue und unerwartete Entfernung von Martin Petrowitsch zu melden. Er wagte nicht, ihr den Grund seines Weggehens zu verbergen und ich sah mich genöthigt, seine Aussage zu bestätigen. „Du bist also daran Schuld," schrie sie den Souvenir an, der wie

ein Haase vorausgelaufen war und bereits die Hand der Mutter küßte, „Deine bissige Zunge ist an Allem Schuld!“ — „Erlauben Sie, ich werde sofort, sofort“ ... lallte schluchzend und die Ellbogen nach hinten ziehend, Souvenir.

„Sofort, sofort! Ich kenne Dein „Sofort,“ wiederholte die Mutter mit strengem Tadel und wies ihn hinaus. Dann klingelte sie, ließ Kwitzinski rufen und gab ihm den Befehl, sofort sich mit einem Wagen nach Eskowo zu begeben, Martin Petrowitsch aufzusuchen und ihn um jeden Preis zurückzubringen.

„Kommen Sie nicht ohne ihn zurück,“ so schloß sie. Der finstere Pole verneigte sich schweigend und ging hinaus.

Ich begab mich wieder nach meinem Zimmer, setzte mich wieder an das Fenster und dachte lange über das vor meinen Augen Vorgefallene nach. Es war ein Räthsel für mich; ich konnte gar nicht begreifen, warum Charloff, der beinahe ohne Klagen die Beleidigungen von Seiten seiner Hausgenossen gelitten, sich nicht beherrschen und die Neckereien und den Spott eines so verachteten Mannes, wie Souvenir, nicht ertragen konnte. Ich wußte damals nicht, welch' unerträgliche Bitterkeit manchmal in dem unbedeutendsten Vorwurfe, wenn er selbst von unwürdigen Lippen fließt, enthalten sein kann ... Der verhaßte Name Sletkins, von Souvenir ausgesprochen, fiel wie ein Funke in das Pulver; die seit Langem krankhafte Stelle hielt diesen letzten Stich nicht aus.

Eine Stunde war vergangen. Unser Wagen fuhr

in den Hof, doch in ihm befand sich unser Verwalter allein. Die Mutter aber hatte gesagt: „Kommen Sie nicht ohne ihn.“ Kwitzinski sprang schnell aus dem Wagen und eilte auf den Balcon. Sein Gesicht hatte einen besorgten Ausdruck, den man sonst beinahe nie bei ihm bemerkte. Ich ging sofort nach unten und trat gleich hinter ihm in das Empfangszimmer.

„Nun, haben Sie ihn gebracht?“ fragte die Mutter.

„Ich habe ihn nicht mitgebracht,“ antwortete Kwitzinski, „ich konnte ihn nicht mitbringen.“

„Warum nicht? Haben Sie ihn gesehen?

„Ja freilich.“

„Was ist denn mit ihm geschehen? Ein Schlaganfall?“

„Nein, ihm ist Nichts geschehen.“

„Warum haben Sie ihn denn nicht hergebracht?“

„Er zerstört sein Haus.“

„Wie?“

„Er steht auf dem Holzdache des neuen Hauses — und zerstört dasselbe . . . es mögen wohl an vierzig Bretter und etwa fünf Dachsparren und noch mehr heruntergeworfen sein.“

(Mir fielen die Worte Charloffs ein: „Sie sollen kein Obdach haben.“)

Die Mutter sah Kwitzinski mit starrem Blicke an. „Allein . . . auf dem Hause und zerstört das Dach.“

„So ist's. Er geht auf dem Boden herum und zerstört Alles, rechts und links. Er hat ja, wie Sie,



gnädige Frau, wissen, eine fast übermenschliche Kraft! Das Dach ist auch, um die Wahrheit zu gestehen, schlecht gebaut — die Sparren stehen breit auseinander, die Bretter sind einzöllig, die Nägel nur schwache Bretternägel."

Die Mutter blickte mich an, als ob sie sich dadurch überzeugen wollte, daß sie richtig gehört habe. „Dachsparren .... Bretternägel" ... wiederholte sie, augenscheinlich den Sinn dieser Worte noch nicht erfassend.

„Was thaten Sie denn?" versetzte sie endlich.

„Ich komme eben nach Instructionen. Ohne Leute kann man nichts beginnen; die dortigen Bauern haben sich Alle vor Furcht verkrochen."

„Und seine Töchter, was machen die?"

„Nichts — man läuft herum, schreit ... was soll das helfen?"

„Und Sletkin, was thut der?

„Er schreit am meisten .. Doch irgend Etwas zu unternehmen ist er nicht im Stande."

„Und Martin Petrowitsch steht auf dem Dache?"

„Er steht auf dem Boden und zerstört das Dach."

„Ja, ja", wiederholte die Mutter, „Dachsparren ... Bretternägel ..."

Der Fall war ein außergewöhnlicher.

Was sollte man anfangen? Zur Stadt nach der Polizei schicken? Die Bauern versammeln? Meine Mutter war ganz außer Fassung, der zum Mittagessen angekommene Gitkoff ebenfalls. Zwar sprach er von Militär, doch gab er keinen Rath, nur blickte er die

Mutter unterthänig und ergeben an. Kwitzinski, einsehend, daß er keine Instructionen erhalten werde, meldete, mit der ihm eigenen spöttischen Ehrerbietung, daß, wenn man ihm einige Kutscher, Gärtner und andere Knechte mitzunehmen erlaube, er einen Versuch machen wolle . . .

„Ja, ja,“ unterbrach ihn die Mutter, „versuchen Sie, lieber Wikentij Ossipitsch, aber bitte, schneller . . . ich nehme die ganze Verantwortlichkeit auf mich.“

Kwitzinski lächelte kalt. „Nur Eins erlauben Sie, gnädige Frau, Ihnen zu sagen: für den guten Ausgang kann ich nicht bürgen, denn die Körperkraft des Herrn Charloff ist gar zu groß, auch ist er sehr desperat . . er hält sich eben für allzusehr beleidigt.“

„Ja, freilich,“ rief die Mutter, „und an Allem ist dieser widerwärtige Souvenir schuld. Nie werde ich es ihm verzeihen. Gehen Sie, Wikentij Ossipitsch, nehmen Sie die Leute, fahren Sie!“

„Nehmen Sie, Herr Verwalter, nur viele Stricke mit — auch Feuerhaken,“ sprach Gitkoff mit seiner Baßstimme . . . „und wenn ein großes Netz bei der Hand wäre, so wäre auch das mitzunehmen gerathen . . . Bei uns im Regiment war ebenfalls einmal . . .“

„Sie haben mir, gnädiger Herr, keine Vorschriften zu machen,“ unterbrach ihn Kwitzinski ärgerlich . . . „auch ohne Ihre Rathschläge weiß ich, was nöthig ist.“

Gitkoff hielt sich für beleidigt und erklärte, „daß er in der Hoffnung, daß man auch ihn hinzugehen beauftragen würde, sich erlaube . . .“

„Nein, nein,“ mischte sich die Mutter ein . . .

„bleibe Du nur hier ... Wikentij Ossipitsch mag da allein handeln ... fahren Sie, Wikentij Ossipitsch!“

Gitkoff fühlte sich noch mehr beleidigt; Kwitzinski verbeugte und entfernte sich; ich eilte in den Stall, sattelte selbst schnell mein Reitpferd und ritt dann im Galopp Eskowo zu.

XXVI.

Der Regen hatte nachgelassen, doch wehte der Wind mit verdoppelter Heftigkeit grade mir entgegen. Auf halbem Wege hätte sich beinahe der Sattel unter mir umgedreht; der Bauchriemen war zu locker geschnallt. Ich stieg vom Pferde und zog den Riemen mit den Zähnen an; plötzlich höre ich, daß mich Jemand beim Namen ruft ... Souvenir lief auf den jungen Saaten hinter mir her. „Aha,“ rief er mir schon von Weitem zu, „die Neugierde treibt auch Sie? Es ist auch nicht anders möglich ... so ein Kunststück sieht man in seinem Leben nicht zum zweiten Male ...“

„Sie wollen Ihr Werk bewundern,“ bemerkte ich unwillig, schwang mich auf's Pferd und brachte es wieder in Galopp, doch der unvermeidliche Souvenir blieb mir nicht viel nach, kicherte selbst im Laufen und trieb seine Possen weiter. Endlich — war Eskowo erreicht — da ist der Damm, der lange Zaun und der Garten des Gutshofes.... Ich ritt an's Thor, sprang vom Pferde, band es an und blieb starr vor Verwunderung stehen ...

Von dem vorderen Drittel des Daches auf dem neuen Hause, von dem Aufbau in der Mitte desselben

war nur das Gerippe geblieben. Latten, Bretter, Holzstücke lagen in unförmlichen Haufen zu beiden Seiten des Hauses auf der Erde. Allerdings war das Dach nach Kwitzinskis Ausspruch schlecht — trotzdem aber schien die Sache unglaublich. Auf der Diele des Bodens, Staub und Schmutz aufwühlend, bewegte sich ungeschickt aber rührig eine grau-schwarze Masse und rüttelte bald an dem noch aufrecht stehenden Ziegelschornstein (der andere war bereits heruntergestürzt), bald riß sie ein Brett los und schleuderte dasselbe hinunter, bald richtete sie den Angriff gegen die Dachsparren selbst — es war Charloff. Ganz wie ein Bär sah er aus: Kopf, Rücken, Hände waren die eines Bären, auch setzte er die Füße breit auf, ohne sie im Gelenk zu biegen — vollkommen nach Bärenart. Der scharfe Wind umwehte ihn von allen Seiten und hob sein in Büschel zusammengeklebtes Haar; es war schrecklich anzusehen, wie stellenweise sein rother nackter Leib durch die Löcher der zerrissenen Kleider zum Vorschein kam; ebenso schrecklich war sein wildes, rauhes Brummen anzuhören. Auf dem Hofe sah es lebendig aus: Frauen, Dorfjungen, Mägde drängten sich am Zaun; einige Bauern bildeten, zusammengedrängt, einen besonderen Haufen. Der mir bereits bekannte alte Priester stand ohne Kopfbedeckung auf dem Balcon des anderen gegenüber liegenden Häuschens und erhob von Zeit zu Zeit, schweigend und hoffnungslos, das große kupferne Kreuz, und hielt es mit beiden Händen empor, um die Blicke Charloff's darauf zu lenken. Neben dem Priester stand Eulampia

und sah, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, starr auf den Vater. Anna steckte bald den Kopf zum Fenster hinaus, bald verschwand sie wieder: bald sprang sie auf den Hof, bald kehrte sie in das Haus zurück. Sletkin, ganz bleich, gelb, im alten Schlafrock, ein Fez auf dem Kopfe, eine einläufige Flinte in der Hand, lief mit kurzen Schritten von Ort zu Ort. Er war ganz und gar zum Juden geworden; er erstickte, er drohte, er zitterte, er zielte bald auf Charloff, bald warf er das Gewehr über die Schulter — und dann zielte er wieder, er schrie, er weinte. — Mich und Souvenir erblickend, warf er sich förmlich auf uns:

„Sehen Sie, sehen Sie, was hier vorgeht!“ winselte er, „sehen Sie! er ist verrückt, tobsüchtig geworden — und macht so etwas! Ich habe bereits nach der Polizei geschickt — aber es kommt Niemand. Niemand kommt! Wenn ich nach ihm schieße, so kann man ja mir nichts anhaben, denn ein Jeder hat das Recht, sein Eigenthum zu vertheidigen! Und ich werde schießen! Bei Gott! ich schieße!“ Er lief zum Hause heran: „Martin Petrowitsch! nehmen Sie sich in Acht; wenn Sie nicht sofort heruntergehen, so schieße ich.“

„Schieße los,“ tönte es dumpf vom Dache — „schieße, bis dahin, da hast Du was.“

Ein langes Brett flog von oben herunter und, nachdem es ein paar Mal in der Luft umgeschlagen, fiel es auf die Erde, zu Füßen Sletkins nieder. Dieser sprang förmlich in die Höhe, Charloff aber lachte.

„Gott, Du Gerechter, erbarme Dich meiner,“

lispelte Jemand hinter meinem Rücken. Ich wandte mich um, es war Souvenir. „Aha!“ dachte ich, „jetzt ist ihm das Lachen vergangen.“

Sletkin ergriff einen in der Nähe stehenden Bauer am Kragen.

„Klettere hinauf, klettere doch! Klettert, ihr Teufel!“ schrie er, ihn aus allen Kräften schüttelnd „rettet mein Eigenthum.“

Der Bauer machte zwei Schritte vorwärts, war den Kopf zurück, bewegte die Hände hin und her, schrie: „He! Sie! Herr!“ blieb noch einen Augenblick stehen und machte Kehrt.

„Eine Leiter, eine Leiter her,“ wandte sich Sletkin zu den anderen Bauern.

„Wo soll man die denn hernehmen?“ lautete die Antwort.

„Und wäre auch eine Leiter da,“ sprach langsam eine Stimme, „wer hätte Lust hinaufzuklettern? Sucht Euch andere Dummköpfe! Der dreht Einem den Hals um — im Nu.“

„Schlägt Einen sofort todt,“ setzte ein blonder, dumm aussehender Bursche hinzu.

„Und etwa nicht?“ bejahten die Uebrigen.

Es scheint mir, daß, wenn selbst die augenscheinliche Gefahr nicht vorhanden gewesen wäre, die Bauern den Befehl ihres neuen Herrn nicht gern ausgeführt haben würden. Es war, als ob sie es mit Charloff hielten — nur staunten sie freilich über sein Treiben.

„Ach, ihr Räuber . . .“ stöhnte Sletkin, „ich werde Euch Alle . . .“

Doch hier fiel mit schwerem Gekrach der letzte Schornstein herunter — und mitten in der augenblicklich sich erhebenden Wolke von gelbem Staub ließ Charloff einen durchdringenden Schrei ertönen, hob die blutenden Hände in die Höhe und wandte uns sein Gesicht zu. Slettin legte wieder auf ihn an.

Eulampia riß ihn am Ellenbogen zurück.

„Laß mich,“ schrie er sie grimmig an.

„Wage es nicht,“ entgegnete sie — und zornig blitzten ihre Augen unter den zusammengezogenen Augenbrauen, „der Vater zerstört sein Haus. Es ist sein Gut!“

„Du lügst, es ist unser.“

„Du sagst unser — ich aber: sein!“

Sletkin zischte vor Bosheit; Eulampia sah ihn mit stierem Blicke an.

„Ah! willkommen, willkommen, liebe Tochter!“ donnerte Charloff von oben, „willkommen Eulampia Martinowna! Wie geht es Dir mit Deinem Liebhaber? — Küßt Ihr Euch, liebt Ihr Euch auch zärtlich?“

„Vater!“ erscholl die helle Stimme Eulampias.

„Was? Tochter!“ antwortete Charloff und trat an den Rand der Hauswand. Auf seinem Gesichte zeigte sich, wie ich bemerken konnte, ein sonderbares Lächeln — heiter, wie geklärt, und gerade deshalb so unheimlich, so besonders schrecklich . . .

Viele Jahre später habe ich dasselbe Lächeln bei einem zum Tode Verurtheilten gesehen.

„Höre auf, Vater, komme herunter. Wir sind schuldig! wir geben Dir Alles zurück. Komm herunter!“

„Wie darfst Du in unserm Namen sprechen?“ mischte sich Sletkin ein.

Eulampia zog ihre Augenbrauen noch mehr zusammen. „Ich gebe Dir meinen Theil zurück — gebe Dir Alles! Höre auf! Komm, Vater! Verzeihe uns; verzeihe mir!“

Charloff lächelte immer noch — „Zu spät, meine Liebe,“ und jedes Wort klang wie Erz. „Zu spät hat sich Dein steinernes Herz erweicht! Mit mir rollt es jetzt unaufhaltsam bergab! Sieh mich jetzt nicht an, ich bin ein Verlorener! Sieh Dir lieber Deinen theuern Wolodka an — es werden also doch solche Schönheiten geboren! Blicke auf Deine Schwester, die Schlange, da steckt sie ihre Fuchsnase heraus und hetzt ihren Mann! Nein, Kinder! Ihr wolltet mich des Obdachs berauben — da will ich auch Euch nicht Stein auf Stein, nicht Balken auf Balken lassen! — Mit eigenen Händen habe ich sie gelegt, mit eigenen Händen reiß' ich sie nieder — mit bloßen Händen! Nicht einmal eine Axt habe ich mitgenommen!“ Er blies sich in beide Hände und griff wieder nach den Dachsparren.

„Höre auf, Vater!“ rief unterdessen Eulampia, und ihre Stimme wurde wunderbar freundlich, „vergiß das Geschehene. Glaube mir — Du hast mir ja immer geglaubt. Steige herunter, komm' zu mir in's Zimmer, leg' Dich auf mein weiches Bett. Ich will Dich trocknen, will Dich erwärmen, will Deine Wunden

verbinden, Du hast ja Deine Hände ganz zerrissen! Du wirst bei mir, wie in Christi Schooße sein, gut essen, noch besser schlafen! Ja! Wir waren schuldig; wir haben uns vergessen, wir haben gesündigt, verzeihe!"

Charloff schüttelte den Kopf.

„Male mir Nichts vor! Das fehlte noch, daß ich Euch glauben sollte! Den Glauben habt Ihr ja in mir getödtet! Ein Adler war ich — und bin Euretwegen ein Wurm geworden — und Ihr, Ihr habt den Wurm zertreten wollen?! Genug! Ich habe Dich geliebt, Du weißt es selbst — jetzt aber bist Du mir nicht mehr Tochter, ich Dir nicht mehr Vater Du aber, schieße, Schuft! kleiner Riese!" schrie er Sletkin plötzlich an. „Was zielst Du bloß? Oder hast Du Dich des Gesetzes erinnert," sprach Charloff langsam, „das da bestimmt, daß, wenn Derjenige, der ein Geschenk empfangen, einen Angriff gegen das Leben des Schenkers macht, derselbe das Recht hat, Alles zurückzufordern? Ha, ha, ha! Fürchte Nichts, Gesetzkundiger! . . . Ich werde nichts zurückfordern . . . ich zerstöre es ja selbst . . . drücke los!"

„Vater!" bat zum letzten Male Eulampia.

„Schweige!"

„Martin Petrowitsch! lieber Martin Petrowitsch, verzeihen Sie großmüthig", lallte auch Souvenir.

„Vater, lieber Vater!"

„Schweige, Hündin!" schrie Charloff. Souvenir sah er nicht einmal an — nur spie er nach dessen Richtung hin.

XXVII.

In diesem Augenblick erschien Kwitzinski mit seinem ganzen Gefolge — auf dem Wagen — am Thore. Die müden Pferde schnaubten, die Leute sprangen, Einer nach dem Andern, in den Schmutz.

„Aha!“ schrie Charloff aus vollem Halse, „die Armee, da ist sie ja, die Armee! Eine ganze Armee stellt man gegen mich auf. Gut denn! Nur sage ich im Voraus, daß ich Jeden, der zu mir hierher auf's Dach kommt, sofort, den Kopf nach unten, hinunter befördern werde! Ich bin ein strenger Wirth, liebe ungebetene Gäste nicht. Also!“

Er ergriff mit beiden Händen das erste Paar Dachsparren, auf denen die Vorderfronte des Aufbaues ruhte und fing mit aller Kraft an ihnen zu rütteln an; vorn am Boden sich zurückbiegend, zog er jene gleichsam sich nach und sang nach Arbeiterweise: „Noch einmal! Noch 'mal! Uff!“

Sletkin lief zu Kwitzinski und begann zu klagen und zu stöhnen! Dieser bat ihn, sich nicht einzumischen und schritt dann sofort zur Ausführung seines Planes. Er stellte sich nämlich vor das Haus hin und begann, um Charloff's Aufmerksamkeit abzulenken, diesem zu erklären, daß er sich mit einer unadeligen Sache befasse . . .

„Noch 'mal, noch 'mal!“ sang Charloff.

. . . „Daß Natalia Nikolajewna mit seinen Handlungen durchaus unzufrieden sei und dergleichen von ihm nicht erwartet habe . . .“

„Noch einmal! noch einmal! Uff!“ sang Charloff.

Unterdessen hatte Kwitzinski die vier stärksten und kühnsten Kutscher nach der entgegengesetzten Seite des Hauses geschickt; sie sollten das Dach von hinten her erklettern. Charloff entging dieser Plan zum Angriff nicht; er ließ plötzlich die Dachsparren los und lief schnell nach dem hinteren Theil des Hauses. Sein Aussehen war so schrecklich, daß zwei Kutscher, welche bereits bis auf den Boden geklettert waren, sich im Nu an der Regentraufe zur Erde niedergleiten ließen, zur nicht geringen Freude und zum lauten Jubel der Dorfjungen. Charloff drohte ihnen mit der geballten Faust und, zum Vordertheil des Hauses zurückkehrend, ergriff er wiederum die Dachsparren, rüttelte weiter an ihnen, immer nach Arbeiterweise summend.

Plötzlich hörte er damit auf und blickte in die Ferne.

„Maksimka, lieber Maksimka! Freund! bist Du es, den ich sehe?"

Ich wandte mich um . . . Aus dem Haufen der Bauern sich gleichsam loslösend trat der Laufbursche Maksimka, lächelnd und die Zähne zeigend, vor. Sein Meister, der Riemer, hatte ihn wahrscheinlich auf einige Zeit nach Hause entlassen.

„Klettere zu mir herauf, Maksimka, mein treuer Diener," fuhr Charloff fort. „Wir wollen uns zusammen gegen ungläubige Tartaren und diebische Lithauer vertheidigen."

Maksimka, immer lächelnd, wollte sofort auf das Dach klettern . . . doch man ergriff ihn und brachte ihn auf die Seite. Gott weiß, warum! . . . Etwa

zum Beispiel für die Anderen? Von großer Hilfe wäre er für Martin Petrowitsch nicht gewesen.

„Schon gut! Wartet nur!“ sprach Charloff mit drohender Stimme und ging wieder an seine Arbeit.

„Wikentij Ossipitsch! Erlauben Sie“ — wandte sich Sletkin zu Kwitzinski, „ich schieße, nur um ihm Angst einzujagen; die Flinte ist nur mit Bekassinenschrot geladen.“

Doch Kwitzinski hatte noch keine Zeit, ihm zu antworten, als schon das vordere Paar Dachsparren, an dem Charloff's Hände schon so lange gerüttelt hatten, sich zur Seite neigte und krachend zur Erde stürzte; zugleich mit ihnen, nicht im Stande, das Gleichgewicht zu halten, stürzte auch Charloff und fiel dröhnend zu Boden.

Alle erzitterten, schrieen auf. . . . Charloff lag unbeweglich, die Brust der Erde zugekehrt; seinen Rücken drückte das obere Quergebälk des Daches ein, welches der fallenden Vorderfront nachgefolgt war. . . .

XXVIII.

Man lief zu Charloff hin, man zog ihn unter dem Balken hervor, legte ihn auf den Rücken: er schien leblos, am Munde zeigte sich Blut, er athmete nicht. „Die Seele ist ihm herausgeschlagen,“ sagten die ihn umgebenden Bauern. Man lief zum Brunnen nach Wasser, man brachte einen ganzen Eimer davon und übergoß seinen Kopf; Schmutz und Staub wurden dadurch vom Gesicht entfernt, doch der leblose Ausdruck blieb. Man trug eine Bank heran, stellte sie

dicht an's Haus, und nachdem man mit Mühe den ungeheuern Körper Charloffs aufgehoben, setzte man ihn darauf, seinen Kopf an die Hausmauer anlehnend. Maksimka kam heran, beugte das eine Knie und stützte, das andere Bein ausstreckend, ein wenig theatralisch die Hand seines früheren Herrn. Eulampia, bleich wie der Tod, stellte sich dicht vor den Vater hin und unbeweglich wandte sie ihre großen Augen von ihm nicht ab. Anna mit Sletkin kamen nicht heran. Alle schwiegen, Alle erwarteten etwas. Endlich hörte man ein Röcheln im Halse Charloffs, das stoßweise kam, als ob er ertränke. Dann bewegte er leise die Hand, die rechte — (die linke hielt Maksimka), öffnete ein Auge, das rechte, ächzte, nachdem er langsam um sich geblickt hatte, wie ein von riesiger Trunkenheit Befallener, stieß silbenweise die Worte: „Hab' . . mich . . zer . . schlagen" heraus und fügte, als wenn er nachgedacht hätte, hinzu: „Das . . ist . . das schwar . . ze . . Foh . . len.." Dann ergoß sich ein dicker Blutstrahl aus seinem Munde und der ganze Körper zitterte heftig.

„Es ist aus!" dachte ich . . aber Charloff öffnete noch das rechte Auge (seine linke Augenwimper blieb bewegungslos wie bei einem Todten) und dasselbe starr auf Eulampia heftend, sprach er kaum hörbar: „Nun . . . Toch . . . ter . ich . . will . . nicht ver . . ." Kwitzinski rief mit einer raschen Handbewegung den Priester heran, der noch immer auf dem Balcon stand. Der Alte näherte sich, mit den schwachen Knien sich in den engen Talar verwickelnd. Plötzlich verzogen sich vom Krampfe ergriffen die Beine und

die Gesichtszüge Charloffs, zugleich veränderte sich und erzitterte das Gesicht Eulampias. Maksimka fing an sich zu bekreuzen. . . . Auch mir wurde ängstlich, ich lief zum Thor und lehnte mich fest an dasselbe an. Einen Augenblick später hörte ich hinter mir ein dumpfes Gerede — und ich begriff, daß Martin Petrowitsch zu leben aufgehört habe.

Das Quergebälk hatte ihm den Hinterschädel zerschlagen und beim Falle war auch sein Brustkasten eingedrückt worden, wie sich bei der Obduction herausstellte.

XXIX.

Was wollte er ihr sterbend sagen? fragte ich mich, auf meinem Pferde nach Hause zurückkehrend. Wollte er sagen: ich will nicht — ver... fluchen — oder — ver... zeihen?

Es regnete noch immer stark; trotzdem ritt ich im Schritt. Ich wollte noch länger allein bleiben, länger mich ohne jede Störung meinen Gedanken überlassen. Souvenir kehrte auf einem der von Kwitzinki mitgenommenen Wagen zurück. Wie jung und leichtsinnig ich auch damals war — doch der plötzliche allgemeine, nicht bloß theilweise Umschwung, der in allen Herzen durch die Erscheinung des Todes, sei er erwartet oder unerwartet (gleichviel!), hervorgebracht wird, die Feierlichkeit seines Erscheinens, die Wichtigkeit und Wahrhaftigkeit desselben, mußte auf mich den allertiefsten Eindruck machen. Ich war auch erregt ... doch bemerkte mein noch unklarer, kindlicher Blick

sofort Vieles: ich nahm wahr, wie Sletkin rasch und ängstlich die Flinte wie gestohlenes Gut von der Schulter nahm, dieselbe weit von sich warf, wie er und seine Frau im Augenblick zum Gegenstande einer zwar schweigend, aber allgemein sich vollziehenden Entfremdung wurden: es war plötzlich leer um sie her geworden ... Auf Eulampia, deren Schuld doch sicherlich nicht geringer als die der Schwester war, erstreckte sich die Entfremdung nicht. Sie weckte selbst einen gewissen Grad von Mitgefühl für sich, als sie sich zu den Füßen des todten Vaters niederwarf. Aber daß auch sie schuldig war, wurde von Allen empfunden. „Man hat dem Alten ein Leid angethan!“ sagte ein alter, greiser Bauer mit großem, dickem Kopfe, sich wie ein Richter des Alterthums mit beiden Händen und Bart auf seinen Stock stützend; „auf Eurem Gewissen wird die Sünde lasten; Ihr habt ihm ein Leid angethan.“ Dieses Wort wurde sofort von Allen als ein unveränderlicher Urtheilsspruch angenommen. Die Gerechtigkeit des Volkes hatte ihren Spruch gefällt, ich fühlte es sofort. Ich bemerkte ebenfalls, daß anfangs Sletkin nicht wagte, etwas anzuordnen. Ohne ihn hob und trug man die Leiche in's Haus, ohne ihn zu fragen, ging der Priester nach der Kirche, um das nöthige Kirchengeräth zu holen; der Kirchendiener lief in's Dorf, um Nachricht zur Stadt zu senden. Anna Martinowna selbst wagte nicht, mit ihrer gewöhnlich so gebietend klingenden Stimme zu sagen, daß man den Kessel feuern solle, um heißes Wasser für die Leichenwäsche bereiten zu helfen. Ihr Befehl klang

wie eine Bitte . . . und doch wurde heute grob darauf geantwortet . . .

Mich aber beschäftigte beständig hauptsächlich die Frage, was eigentlich Charloff im Verscheiden habe seiner Tochter sagen wollen. Wollte er ihr verzeihen oder sie verfluchen? Ich entschied mich endlich dafür, daß er ihr habe verzeihen wollen.

Drei Tage darauf wurde Martin Petrowitsch auf Kosten meiner Mutter, die sich seinen Tod sehr zu Herzen genommen und keine Ausgaben zu scheuen befohlen hatte, beerdigt. Sie selbst fuhr nicht nach der Kirche, weil sie die beiden Ungerathenen und den widerwärtigen Judenbengel — so drückte sie sich aus — nicht sehen wollte; sie schickte Kwitzinski, mich und Sitkoff hin, den sie übrigens seit der Zeit nicht anders als „Frauenzimmer" nannte. Souvenir durfte nicht vor ihre Augen treten, und noch lange zürnte ihm meine Mutter, ihn nicht anders als „Mörder meines Freundes" nennend. Diese Mißgunst lastete schwer auf Souvenir, er ging beständig auf den Zehen in dem Zimmer umher, welches an dasjenige grenzte, in dem sich gerade meine Mutter befand; er fiel einer Art von Melancholie anheim, die, seinem Wesen entsprechend, sich in einer widerwärtigen Unruhe offenbarte.

In der Kirche und während der Procession schien Sletkin sich wieder vollkommen gefaßt zu haben. Er ordnete Alles an, machte sich, wie früher, beständig etwas zu schaffen und paßte gierig auf, daß ja nicht ein Pfennig unnöthig ausgegeben werde. Maksimka in neuer, von meiner Mutter geschenkter Casaquine,

ließ im Kirchenchore solche Tenorlaute hören, daß sicherlich Niemand an seiner Anhänglichkeit für den Verstorbenen zweifeln konnte! Die beiden Schwestern waren, wie es sich gehörte, in Trauerkleidern, doch schienen sie mehr befangen als betrübt zu sein, namentlich Eulampia. Anna gab sich einen demüthigen, frommen Anschein, doch zwang sie sich nicht zu Thränen und fuhr nur mit ihrer schönen Hand über ihr Haar und Gesicht. Eulampia war beständig nachdenkend. Jenes allgemeine unwiderrufliche Urtheil, das ich am Todestage Charloffs zu bemerken glaubte, schien mir auch jetzt auf den Gesichtern aller in der Kirche Anwesenden, in allen ihren Bewegungen, ihren Blicken geschrieben zu sein, aber es gab sich schon milder und so zu sagen — unbètheiligter kund. Alle diese Leute schienen zu wissen, daß die Sünde, die auf der Charloff'schen Familie lastete, diese gewaltige Sünde, jetzt dem Urtheil des einzig gerechten Richters vorliege, und daß sie deshalb nicht nöthig hätten, sich zu beunruhigen und zu entrüsten. Sie beteten inbrünstig für das Heil des Verstorbenen, den sie im Leben nicht geliebt, den sie sogar gefürchtet hatten. Der Tod war hier eben allzu hart aufgetreten.

„Hätte er doch wenigstens gesoffen," sagte auf dem Kirchplatz ein Bauer zu dem andern.

„Auch ohne zu trinken, wird man betrunken," antwortete dieser, „wenn es das Schicksal so will."

„Man hat es ihm angethan," wiederholte der erste Bauer das entscheidende Wort.

„Angethan," sprachen die anderen ihm nach.

„Der Verstorbene hat Euch stark unterdrückt,“ fragte ich einen der Bauern, in welchem ich einen Charloff'schen Leibeigenen wiedererkannte.

„Er war allerdings ein Herr,“ antwortete der Bauer — „und doch — man hat es ihm angethan.“

„Angethan,“ hörte man in der Menge.

Eulampia stand am Grabe wie eine Verlorene. Das Nachdenken peinigte sie ... ein schweres Nachdenken. Ich bemerkte, daß sie mit Sletkin, der sie ein paar Mal ansprach, wie früher mit Gitkoff, wenn nicht schlimmer, verfuhr.

Einige Tage darauf verbreitete sich in unserem Kreise das Gerücht, daß Eulampia Martinowna Charloff auf immer das väterliche Haus verlassen habe, nachdem sie ihrer Schwester und deren Manne ihr ganzes Vermögen abgetreten und nur einige hundert Rubel mit sich genommen.

„Anna hat sie wohl abgefunden,“ bemerkte die Mutter, „nur wir Beide“, wandte sie sich zu Gitkoff, mit dem sie Piquet spielte — er vertrat ihr den Souvenir — „haben die Sache nicht anzufassen verstanden.“

Bald darauf siedelten wir mit der Mutter nach Moskau über — und viele Jahre vergingen, ehe ich die beiden Töchter von Martin Petrowitsch wiedersah.

XXX.

Doch ich sah sie wieder. Der Anna Martinowna begegnete ich auf die natürlichste Weise. Als ich nach dem Tode meiner Mutter unser Gut, das ich seit über fünfzehn Jahren nicht gesehen, wieder einmal besuchte,

bekam ich vom Friedensrichter (damals ging in ganz Rußland mit der bis heute nicht vergessenen Langsamkeit der Austausch der Streuländereien vor sich) die Einladung, mit den übrigen Besitzern eines Vorwerks auf das Gut der Gutsbesitzerin, verwitweten Anna Sletkin, zu kommen. Die Nachricht, daß der meiner Mutter so verhaßte „Judenbengel mit pflaumenartigen Augen“ nicht mehr auf der Welt existirte, betrübte, um es zu gestehen, mich nicht im Geringsten; doch interessirte es mich, seine Witwe zu sehen. Sie galt bei uns im Kreise für eine ausgezeichnete Wirthin. Und wirklich, ich fand den Hof, das Gut, das Haus selbst (ich blickte unwillkürlich auf das Dach: es war jetzt von Eisen) in schönstem Zustande. Alles war in größter Ordnung, an seinem Platze, reinlich und — wo es nöthig war — frisch angestrichen; eine Deutsche hätte darauf stolz sein können. Anna Martinowna selbst war natürlich gealtert; aber jener eigenthümliche, trockene wie boshafte Reiz, der mich ehemals so aufgeregt hatte, war noch nicht gänzlich verschwunden. Sie war ländlich, aber geschmackvoll gekleidet; sie empfing uns nicht freundlich — letzteres Wort konnte von ihr überhaupt nicht gebraucht werden — aber höflich; sie zuckte, als sie mich, den Zeugen jenes schrecklichen Vorfalles, erblickte, nicht einmal mit den Wimpern. Mit keinem Worte erwähnte sie meiner Mutter, noch ihres Vaters, noch ihrer Schwester oder ihres Mannes; es schien, als ob ihr Mund versiegelt wäre.

Sie hatte zwei reizende schlanke Töchter mit

allerliebsten Gesichtchen, die heiter und freundlich aus ihren schwarzen Augen blickten; sie hatte auch einen Sohn, der zwar dem Vater ähnelte, aber doch ein prächtiger Junge war. Während den Verhandlungen der Gutsbesitzer benahm sich Anna ruhig, mit Würde, und offenbarte weder besondere Hartnäckigkeit noch Habsucht. Dennoch verstand Niemand besser seinen Vortheil wahrzunehmen als sie; Niemand wußte seine Rechte so klar darzulegen und sie zu vertheidigen; alle betreffenden Gesetze, selbst Ministerialrescripte waren ihr genau bekannt; sie sprach wenig und mit leichter Stimme, doch jedes Wort von ihr erreichte seinen Zweck. Wir schlossen damit, daß wir auf alle ihre Forderungen eingingen und solche Zugeständnisse machten, daß es zum Verwundern war. Auf dem Heimwege äußerten manche Beisitzer ihre Unzufriedenheit mit sich selbst, alle ächzten und schüttelten die Köpfe.

„Welch' kluge Frau!“ sagte der Eine.

„Eine feine Canaille,“ warf ein Anderer, weniger delicat, ein . . . „sie bettet Einem weich, aber es schläft sich hart.“

„Und wie sie geizig ist!“ fügte ein Dritter hinzu, „ein Gläschen Wodka und einen Bissen Caviar pro Mann — da hört ja Alles auf!“

„Was soll man Besseres von ihr erwarten?“ platzte ein Anderer heraus, der bis jetzt geschwiegen hatte, „wer weiß denn nicht, daß sie ihren Mann vergiftet hat?“

Zu meiner großen Verwunderung hielt es Niemand für nothwendig, eine so schreckliche, sicherlich auf

Nichts beruhende Verleumdung zu widerlegen. Das wunderte mich um so mehr, als Alle ungeachtet der von mir angeführten Anzüglichkeiten, auch den undelicaten Gutsbesitzer nicht ausgenommen, doch die größte Achtung für sie an den Tag gelegt hatten.

Der Friedensrichter gerieth selbst in Pathos: „Würde sie einen Thron besteigen," rief er, „so hätten wir eine zweite Semiramis oder Katharina II.! ... Gehorsam der Bauern — exemplarisch; Erziehung der Kinder — exemplarisch! Welcher Kopf, welcher Verstand!"

Semiramis und Katharina bei Seite ... so war es doch kein Zweifel, daß Anna Martinowna ein sehr glückliches Leben führte. Sie selbst, ihre Familie, ihre ganze Umgebung athmete innere und äußere Zufriedenheit und die angenehme Ruhe der geistigen und körperlichen Gesundheit! In wie weit sie dies Glück verdiente — ist eine andere Frage. Solche Fragen stellt man sich übrigens nur in der Jugend. Alles in der Welt, das Gute und Schlechte, wird dem Menschen zugetheilt, nicht nach seinem Verdienst, aber nach bis jetzt unbekannten, doch logischen Gesetzen, auf welche näher einzugehen, ich nicht wagen kann, obwohl es mir manchmal scheint, als ob ich eine, wenn auch nur dunkle, Vorstellung von denselben hätte. —

XXXI.

Ich fragte den Friedensrichter nach Eulampia und erfuhr, daß sie, nachdem sie ihr Haus verlassen, gänzlich verschollen sei — und „wahrscheinlich jetzt schon lange das Zeitliche gesegnet habe." —

So sprach unser Friedensrichter . . . doch ich bin überzeugt, daß ich Eulampia wiedergesehen habe. Und zwar bin ich ihr unter folgenden Umständen begegnet:

Etwa vier Jahre nach meinem Zusammentreffen mit Anna Martinowna wohnte ich während des Sommers in Murino, einem kleinen Dörfchen bei Petersburg, das hauptsächlich von kleinen Beamten und dergleichen zum Sommeraufenthalt gewählt wird. Die Jagd bei Murino war damals ausgezeichnet, und ich ging wohl jeden Tag mit der Flinte aus. Ich hatte einen Gefährten bei meinen Spaziergängen, einen gewissen Wikulitsch, einen Kleinbürger; es war kein dummer, und ein herzensguter Junge, aber wie er sich selbst bezeichnete, ohne alle Lebensordnung. Wo nicht überall und was Alles war dieser Mensch nicht schon gewesen! Nichts konnte ihn in Verwunderung setzen, er wußte Alles — doch liebte er nur die Jagd — und den Wein. Einmal kehrte ich mit ihm nach Murino zurück, und wir mußten an einem vereinsamt stehenden Hause, bei dem sich zwei Wege kreuzten und welches mit einem hohen Bretterzaune umgeben war, vorübergehen. Nicht zum ersten Male sah ich dieses Haus — und jedesmal hatte es meine Neugierde erregt: es lag in ihm etwas Geheimnißvolles, Verschlossenes, Finsteres, etwas, was an ein Gefängniß oder Krankenhaus erinnerte. Vom Wege aus konnte man nur das hohe, mit dunkler Farbe angestrichene Dach erblicken; am ganzen Zaun befand sich nur ein Thor, und dieses schien stets fest verschlossen zu sein; nie hörten die Vorübergehenden hinter ihm irgend einen Laut. Trotzdem hatte

man den Eindruck, daß dieses Haus sicherlich von Jemandem bewohnt werde, es hatte gar nicht das Aussehen eines verlassenen Gebäudes. Im Gegentheil, Alles an ihm schien so stark und fest, so dicht, daß man darin wohl hätte eine Belagerung aushalten können.

„Was ist das für eine Festung?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Wissen Sie es nicht?“

Wikulitsch sah mich schlau an: „Nicht wahr, ein merkwürdiges Gebäude, es bringt dem hiesigen Land-rath große Einkünfte!“

„Wie das?“

„Nun, Sie haben doch wohl schon von der Secte Chlisti unter unseren Schismatikern gehört, die, welche keine Priester anerkennen?“

„Ja wohl!“

„Hier nun wohnt ihre Haupt-Mutter!“

„Eine Frau?“

„Freilich — sie nennen dieselbe Gottesmutter.“

„Wie ist es möglich?“

„Gewiß, sie soll furchtbar strenge sein, sie herrscht da unbeschränkt. Tausende von Rubeln gehen durch ihre Hände. Ging es nach mir, so hätte ich alle diese Göttermütter . . . doch wozu darüber Worte machen!“

Er rief seinen „Pegasus“, ein sonderbares Exemplar von Jagdhund, von seltener Spürkraft, aber ganz untauglich das Wild zu stellen. Wikulitsch sah sich genöthigt, ihm die eine Hinterpfote in die Höhe zu binden, damit er nicht so unsinnig herumlaufe.

Wikulitschs Mittheilung haftete in meiner

Erinnerung; ich machte manchmal absichtlich einen Umweg, nur um an dem geheimnißvollen Hause vorbeizukommen. Einst, als ich es erreicht hatte, da hörte ich — o Wunder! den Riegel hinter dem Thore zurückschieben, dann knarrte der Schlüssel im Schlosse — die Thorflügel öffneten sich langsam — es erschien ein gewaltiger Pferdekopf unter wundersam bemaltem Krummholze, und ein kleiner Wagen, in der Art, wie ihn unsere Kaufleute, die auf dem Lande herumfahren, zu halten pflegen, fuhr bedächtig auf die Straße. Auf dem ledernen Kissen des Wagens, mir zunächst, saß ein Mann von etwa dreißig Jahren, von seltener Schönheit, eine höchst einnehmende Erscheinung. Er war mit einem reinlichen, schwarzen Bauernrock bekleidet und trug eine tief in die Stirne gedrückte schwarze Mütze. Er lenkte behutsam das wohlgefütterte, wie eine Tonne dicke Pferd. Neben dem Manne saß auf der andern, mir entfernten Seite des Wagens, kerzengrade, eine Frau von hohem Wuchs. Ihren Kopf bedeckte ein werthvoller türkischer Shawl. Sie trug ein dunkelblaues Merinokleid und darüber einen kurzen, enganschließenden, olivenfarbigen Sammetrock; ihre weißen Hände lagen, die eine auf der andern, andächtig auf der Brust gekreuzt. Der Wagen bog links ein — die Frau war kaum zwei Schritte von mir entfernt; sie wandte ein wenig den Kopf, und ich erkannte — Eulampia. Ich erkannte sie sofort, ich war nicht einen Augenblick unsicher; man konnte es auch nicht sein; solche Augen, wie die ihren, namentlich eine solche Lippenbildung —

hochmüthig und sinnlich zugleich — habe ich sonst bei Niemand gesehen. Ihr Gesicht war länger, trockener geworden, die Haut dunkler; hie und da war eine Falte sichtbar, doch namentlich war der Gesichtsausdruck verändert! Es ist schwer mit Worten zu beschreiben, in welchem Grade derselbe selbstbewußt, streng und stolz war! Nicht einfaches Bewußtsein der Herrschaft verrieth jeder Zug, nein, Ueberfättigung von derselben. Aus dem verachtenden Blicke, dessen sie mich würdigte — sprach eine lange, tief eingewurzelte Gewohnheit, nur dem vollsten, keine Grenzen kennenden, blinden Gehorsam zu begegnen. Die Frau lebte augenscheinlich nicht von Verehrern, sondern von — Sklaven umgeben; sie hatte augenscheinlich selbst die Zeit vergessen, wann irgend welcher Befehl oder irgend welcher Wunsch von ihr — nicht sofort erfüllt worden wäre. Ich rief sie laut beim Namen. Sie fuhr ein wenig zusammen und blickte mich zum zweiten Male an — nicht erschreckt, aber hochmüthig zürnend, als ob sie sagen wollte, „wer wagt, mich zu beunruhigen?" Die Lippen kaum öffnend, ertheilte sie darauf einen Befehl; der neben ihr sitzende Mann regte sich, schlug heftig mit der Leine auf das Pferd — dieses setzte sich in scharfen Trab — und der Wagen verschwand.

Seitdem habe ich Eulampia nicht wieder gesehen. Auf welche Weise die Tochter von Martin Petrowitsch Charloff Gottesmutter bei den Chlisti geworden — dafür habe ich keine Erklärung; doch wer weiß — vielleicht hat sie schon eine neue schismatische Secte

gestiftet, welche sich dann möglicherweise nach ihrem Namen „Eulampisten“ nennt oder nennen wird. Alles ist möglich auf dieser Welt.

Das wollte ich Ihnen von meinem König Lear, seinen Hausgenossen und seinen Schicksalen erzählen.

Der Erzähler schwieg — wir plauderten noch ein Weilchen und gingen dann nach Hause.

Der Fatalist.

I.

Wir setzten uns in die Runde, und unser alter Freund Alexander Wassiliewitsch Riedel (trotz seines deutschen Familiennamens ein echter Russe) begann:

„Ich will Ihnen, meine Herren, etwas erzählen, was mir in den dreißiger Jahren begegnet ist .... es sind, wie Sie sehen, bereits vierzig Jahre seitdem verflossen. — Ich werde kurz sein; unterbrechen Sie mich aber nicht."

Ich wohnte damals in Petersburg und hatte eben die Universität verlassen. Mein Bruder diente als Seconde-Lieutenant bei der reitenden Garde-Artillerie. Seine Batterie war jenen Sommer in Krasnoe Selo einquartirt. Mein Bruder war eigentlich nicht in Krasnoe selbst, sondern in einem der benachbarten Dörfchen in Quartier; ich besuchte ihn häufig und wurde mit seinen sämmtlichen Cameraden bekannt. Er wohnte in einem ziemlich reinlichen Bauernhause mit einem anderen Officier seiner Batterie. Dieser Officier hieß Tegleff Ilia Stepanitsch. — Mit diesem namentlich wurde ich befreundet.

Marlinski ist veraltet — Niemand liest ihn — man zieht selbst über seinen Namen her; aber in den

dreißiger Jahren war er berühmt wie kein Anderer, und Puschkin selbst konnte nach dem Urtheil der damaligen Jugend sich nicht mit ihm vergleichen. Er genoß nicht bloß den Ruhm, der erste russische Schriftsteller zu sein, sondern er hatte selbst — was viel schwieriger und seltener ist — bis zu einem gewissen Grade der Jugend seiner Zeit seinen Stempel aufgedrückt. Helden à la Marlinski begegnete man überall, namentlich in der Provinz und unter Linien- und Artillerie-Officieren besonders; sie sprachen, sie schrieben seine Sprache; sie waren in der Gesellschaft düster, zurückhaltend — „mit dem Sturm in der Seele und dem Feuer im Blute", wie der Lieutenant Belosor der Fregatte Nadesda*). Frauenherzen wurden von ihnen „verschlungen". Man nannte sie die „Fatalisten". Dieser Typus hielt sich lange, bis ihn Petschorin von Lermontoff verdrängte. Was war nicht Alles in diesem Typus enthalten? Byronismus, Romantik, Erinnerungen an die französische Revolution, an unsere December-Revolution**) — und Napoleoncultus; der Glaube an das Schicksal, an den Stern, an die Macht des Charakters, Poesie und Phrase — und das schmerzhafte Bewußtsein der eigenen Leere; wirkliche Kraft und Kühnheit — und unruhige Aufregungen der kleinlichen Eigenliebe; edle Bestrebungen — und mangelhafte Erziehung, Unwissenheit; aristokratische Ansprüche — und zur Schautragen von Kindereien .... Doch genug kritisirt, ich habe zu erzählen versprochen.

---

*) Fregatte Nadesda ist der Titel eines Romans v. Marlinski.
**) Revolution vom 24. December 1824.

II.

Der Seconde-Lieutenant Tegleff gehörte zu diesen „Fatalisten“, obgleich er nicht die Aeußerlichkeit besaß, die man solchen Persönlichkeiten zuzuschreiben gewohnt ist. Er war von Mittelwuchs, ziemlich stark; etwas gebeugt, blond, hatte noch hellere Augenwimpern, ein rundes, frisches, rothwangiges Gesicht, eine aufgestülpte Nase, eine niedrige, an den Schläfen behaarte Stirn, und starke, regelmäßige, stets unbewegte Lippen; er lachte weder, noch lächelte er je. Nur selten, wenn er müde und außer Athem war, ließ er viereckige Zähne, weiß wie Zucker, sehen. Eine erkünstelte Unbeweglichkeit lag auf allen seinen Gesichtszügen: wenn man jene wegdachte, so würden sie selbst gutmüthig ausgesehen haben. Außergewöhnlich in seinem ganzen Gesicht waren nur die Augen; sie waren klein, mit grünen Augensternen und gelben Augenwimpern; das rechte Auge lag ein wenig höher als das linke, und das Augenlid des linken Auges hob sich weniger als das des rechten; so blickte jedes Auge anders als das andere, und sie erhielten dadurch einen schläfrigen und wunderlichen Ausdruck. Die Physiognomie Tegleffs, die übrigens nicht jeder Anmuth entbehrte, drückte beständig Unzufriedenheit vereint mit Unentschlossenheit aus; es war, als ob er stets bei sich selbst einen Gedanken verfolgte, den zu fassen ihm nie gelingen wollte. Bei diesen Eigenschaften machte er doch nicht den Eindruck eines stolzen Menschen: man konnte ihn eher für einen gekränkten halten. Er sprach nur wenig und das abgebrochen, mit rauher

Stimme, ohne Nothwendigkeit die Worte wiederholend. Im Gegensatze zu den meisten Fatalisten gebrauchte er im Gespräche keine besonders geschraubten Ausdrücke — und wandte dieselben nur beim Schreiben an; er hatte eine gänzlich kindische Handschrift. Die Vorgesetzten hielten ihn für einen Officier — „so – so“, weder besonders fähig, noch besonders diensteifrig. „Pünktlichkeit zeigt er, aber keine Accuratesse,“ sagte von ihm sein Brigade-General von deutschem Ursprung. Auch für die Soldaten war Tegleff . . „so — so“, weder Fisch noch Fleisch. Er lebte, nach Maßgabe seiner Mittel, eingeschränkt. Neun Jahre alt wurde er eine Waise; seine Eltern ertranken in einem Frühjahr, als sie während des Hochwassers der Oka***) in einer Fähre übersetzten. Seine Erziehung erhielt er in einer Privatschule, wo er zu den dickköpfigsten und stillsten Schülern gehörte; dann trat er nach seinem eigenen theuersten Wunsch, und auf die Empfehlung eines Onkels, der eines gewissen Ansehens genoß, als Junker in die Garde-Artillerie zu Pferd ein und bestand, wenn auch mit Mühe, erst das Fähnrich- dann das Lieutenant-Examen. Mit den andern Officieren stand er auf gespanntem Fuße. Man liebte ihn nicht, besuchte ihn nur selten — er selbst ging auch zu Niemandem. Die Gegenwart von Menschen beengte ihn, er wurde sofort unnatürlich, ungeschickt . . . . er hatte nichts Cameradschaftliches — er dutzte sich mit Niemandem. Man achtete ihn auch — nicht etwa wegen

*) Oka ist ein Nebenfluß der Wolga.

seines Charakters oder seines Verstandes und Bildung — sondern nur deshalb, weil man in ihm jenen besonderen Stempel, durch den die „Fatalisten“ gezeichnet waren, anerkannte. Daß Tegleff Carrière machen, sich in irgend Etwas auszeichnen werde — das erwartete Niemand von ihm — aber daß Tegleff einen ungewöhnlichen Streich spielen, oder gar „mit einem Male ein Napoleon werden könne“ — das hielt man nicht für unmöglich. Denn im Letzteren wirkt „der Stern“ — er aber ist ein Mensch mit „Vorbestimmung“ — wie es ja damals auch Leute „mit dem Seufzer“ und „mit der Thräne“ gab.

III.

Zwei Vorfälle, die den ersten Anfang seines Officiersdienstes bezeichneten, trugen viel dazu bei, seinen fatalistischen Ruf zu erhöhen. Am Tage seiner Beförderung selbst ging er in Gesellschaft anderer neugeschaffener Officiere in voller Parade-Uniform den Granitquai der Newa entlang. Es war Mitte März und in Petersburg früher als gewöhnlich Frühling geworden, die Newa offen; die großen Eisblöcke waren bereits vorbei, doch der ganze Fluß noch mit kleinen, dicht an einander gedrängten, schon wässerigen Eisschollen bedeckt, die man Schlammeis nennt. Die jungen Leute sprachen mit einander, lachten .... plötzlich blieb Einer von ihnen stehen: er erblickte auf der sich langsam bewegenden Oberfläche des Flusses, etwa dreißig Schritte vom Ufer entfernt, einen kleinen Hund. Auf einer herausragenden Eisscholle sitzend, zitterte er

mit dem ganzen Körper und winselte. „Er geht unter,“ sagte der Officier gleichgiltig. Der Hund wurde an einer der zum Wasser führenden Treppen am Quai langsam vorbeigetrieben. Plötzlich lief Tegleff, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe hinunter — und auf dem dünnen Schlammeis herumspringend, durchbrechend und sich wieder hervorarbeitend, erreichte er endlich den Hund, ergriff ihn beim Genick und warf ihn, als er glücklich das Ufer wiedererreicht, auf das Pflaster. Die Gefahr, der Tegleff sich ausgesetzt, war so groß, seine Handlung so unerwartet, daß seine Cameraden wie versteinert dastanden — und erst dann gleichzeitig wieder zu Worte kamen, als Tegleff eine Droschke gerufen hatte, um nach Hause zu fahren; seine ganze Uniform war durch und durch naß. Auf ihre Ausrufe antwortete Tegleff kalt, daß man seiner Bestimmung nicht entrinnen könne — und hieß den Kutscher fahren.

„Nimm doch wenigstens den Hund zum Andenken mit,“ rief einer der Officiere; aber Tegleff machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand — seine Cameraden blickten einander an in schweigendem Erstaunen.

Der andere Vorfall ereignete sich einige Tage darauf, bei einer Spielpartie, die der Batterie-Chef arrangirt hatte. Tegleff saß in einer Ecke und nahm keinen Antheil am Spiele.

„Hätte mir doch meine Großmutter, wie in Puschkins Roman Pickdame, gesagt, welche Karten gewinnen müssen!“ rief ein Fähndrich, der bereits das

dritte Tausend verlor. Tegleff kam langsam an den Tisch heran, nahm ein Spiel Karten, hob ab, und wandte, nachdem er „Carreau sechs“ gesagt, das Spiel um: unten lag Carreau sechs. — „Treff Aß!“ rief er wieder, hob ab — — unten lag Treff Aß. . . „Carreau König!“ rief er zum dritten Male, die Worte leidenschaftlich durch die Zähne drängend — und er hatte zum dritten Mal gerathen . . . . er wurde plötzlich roth. Wahrscheinlich war er selbst überrascht.

„Ein prachtvolles Kunststück! Machen Sie es noch ein Mal, bitte!“ bemerkte der Batterie-Chef.

„Ich beschäftige mich nicht mit Kunststücken,“ antwortete trocken Tegleff — und ging in das andere Zimmer. Wie es gekommen, daß er die abgehobene Karte errathen . . . will ich nicht zu erklären unternehmen: doch habe ich es mit eigenen Augen gesehen. Nach ihm versuchten mehrere der anwesenden Spieler dasselbe zu machen — doch gelang es Niemandem: eine Karte traf zu, doch zwei nacheinander nie, Tegleff aber war es bei dreien gelungen. Dieser Vorfall bekräftigte noch mehr seinen Ruf als den eines geheimnißvollen, fatalistischen Menschen.

IV.

Es ist begreiflich, daß sich Tegleff sofort dieses Rufes bemächtigte; verlieh er ihm doch eine besondere Bedeutung, eine besondere Färbung . . . „Cela le posait,“ wie sich die Franzosen ausdrücken — und bei seinem geringen Verstande, seinen geringen Kenntnissen und seinem ungeheuren Ehrgeiz — war ein

solcher Ruf für ihn wie gefunden. Es fiel schwer, ihn zu erlangen, doch ihn zu erhalten, kostete nichts: man brauchte nur zu schweigen und den Wilden zu spielen.

Wenn ich mich Tegleff näherte und ihn sogar liebgewann, so geschah es nicht etwa, weil mich sein Ruf angezogen hätte; ich schloß mich an ihn an, weil ich erstens selbst ziemlich verwildert war und in ihm daher einen Leidensgefährten sah; und zweitens deshalb, weil er ein guter, und im Grunde genommen, selbst ein offenherziger Mensch war. Er weckte bei mir eine Art von Mitgefühl; es schien mir, als ob, abgesehen von seinem angenommenen Fatalismus, auf ihm wirklich ein tragisches Schicksal laste, das er selbst nicht ahnte. Von diesem Gefühle offenbarte ich ihm allerdings Nichts. Mitleid einflößen — kann es denn etwas Beleidigenderes für einen „Fatalisten" geben? — Auch Tegleff war mir zugethan: er fühlte sich leicht mit mir, er unterhielt sich gern mit mir — er wagte selbst in meiner Gegenwart die Art von Piedestal, auf das er halb herabgefallen, halb heraufgeklettert war, blicken zu lassen. Peinlich, kränklich, ehrgeizig wie er war, mochte er in seinem Innern sich wahrscheinlich doch gestehen, daß er durch Nichts diesem Ehrgeiz entsprechen könne und daß Andere vielleicht auf ihn von ihrer Höhe herab zu sehen berechtigt seien . . . doch ich, ein neunzehnjähriger Junge, konnte ihm nicht unbequem werden. Er verfiel manchmal selbst in Schwatzhaftigkeit und er konnte dem Schöpfer danken, daß Niemand außer mir seine Reden

hörte! Sein Ruf hätte sich sonst nicht lange halten können. Er wußte nur sehr wenig, hatte beinahe gar Nichts gelesen — und beschränkte sich darauf, daß er entsprechende Anekdoten und Geschichten sammelte. Er glaubte an Vorahnungen, an Voraussagungen, an Anzeichen, an Zusammentreffen, an glückliche und unglückliche Tage, an die Verfolgung oder Gunst des Schicksals, mit einem Worte an das Verhängniß im Leben.

Er glaubte selbst an gewisse „klimacterische“ Jahre, deren Jemand in seiner Gegenwart erwähnt hatte und deren Bedeutung er gar nicht verstand. Fatalisten von echtem Schlage dürfen solchen Glauben nicht verrathen: sie müssen denselben bei Anderen erwecken ..... Doch ich allein kannte Tegleff von dieser Seite.

V.

Einst, es war gerade, wie ich mich entsinne, der Tag des heiligen Elias, der 20. Juli, war ich auf längere Zeit auf Besuch bei meinem Bruder gefahren, traf ihn aber nicht an, da er auf eine ganze Woche irgendwohin abcommandirt war. Nach Petersburg zurückkehren wollte ich nicht; ich trieb mich den ganzen Tag mit der Flinte zwischen den in der Nähe befindlichen Morästen herum, erlegte ein Paar Bekassinen und brachte den Abend mit Tegleff unter dem überragenden Dache eines Stalles zu, in dem er, wie er sich ausdrückte, seine Sommerresidenz aufgeschlagen hatte. Wir redeten über Dies und Das, doch haupt=

sächlich tranken wir Thee, rauchten unsere Pfeifen und sprachen bald mit unserem Wirth, einem russificirten Finnen, bald mit einem bei der Batterie sich herumtreibenden, mit Apfelsinen und Citronen handelnden Hausirer, einem gutmüthigen und gesprächigen Menschen, der neben anderen auch das Talent besaß, auf der Zither zu spielen — und der uns gerade mit der unglücklichen Liebschaft, die er in seiner Jugend mit der Tochter eines Gerichtsboten hatte, unterhielt. Dieser Don Juan im Bauernhemde kannte, als er älter geworden, kein Unglück in der Liebe mehr. Vor dem Thore unseres Stalles breitete sich, sich allmälig senkend, eine weite Landfläche aus; ein kleines Flüßchen erglänzte hie und da an den Biegungen der Tiefe; weiter am Horizonte sah man niedrige Wälder. Die Nacht brach an und wir blieben allein. Mit der Nacht zugleich senkte feuchter Dampf sich auf die Erde nieder, welcher immer weiter und weiter sich ausbreitend endlich zum dichten Nebel wurde. Am Himmel ging der Mond auf; der Nebel wurde von seinem Lichte ganz durchdrungen und erschien wie vergoldet. Alles veränderte sich sonderbar, umhüllte sich, verschwamm; das Entfernte schien nah, das Nahe entfernt, das Große klein, das Kleine groß ..... Alles wurde licht und doch dabei undeutlich. Wir waren in's Märchenland versetzt, in ein Reich der tiefen Stille, des sanften Schlummers, des blaß-goldenen Dunkels .... Wie geheimnißvoll blinkten von oben, silbernen Funken gleich, die Sterne herab! Wir schwiegen. Das phantastische Gewand

dieser Nacht wirkte auf uns — es stimmte auch uns phantastisch!

VI.

Tegleff fing zuerst mit seinem gewöhnlichen Stocken, Ansetzen, Wiederholen, über Vorahnungen .... Gespenster zu sprechen an. Während einer solchen Nacht erblickte angeblich ein ihm bekannter Student, der eben Hauslehrer bei zwei Waisen geworden, und mit denselben in einem Gartenhäuschen schlief, eine weibliche Gestalt, die sich über das Bett seiner Zöglinge neigte ... und erkannte am nächsten Tage diese Gestalt in einem bis dahin von ihm unbemerkt gebliebenen Gemälde als die Mutter der Waisen. Darauf erzählte er, daß seine Eltern, einige Wochen vor ihrem Tode, beständig das Rauschen des Wassers zu hören glaubten; daß sein Großvater in der Schlacht von Borodino sich nur dadurch rettete, daß er, auf der Erde ein gewöhnliches Steinchen bemerkend, sich danach bückte und es aufhob; in demselben Augenblick sei über seinen Kopf eine Kartätschenkugel geflogen und habe seinen hohen schwarzen Federbusch fortgerissen. Tegleff versprach mir, diesen Stein, der seinen Großvater gerettet, und von ihm in ein Medaillon gefaßt bewahrt wurde, zu zeigen. Dann erging er sich über die jedem Menschen zuertheilte Vorbestimmung, und namentlich über die seinige, und fügte hinzu, daß er bis jetzt an dieselbe glaube, und daß, wenn je in ihm Zweifel in dieser Hinsicht entstehen sollten, er mit ihnen und dem Leben fertig zu

werden wissen werde, denn dann würde das Dasein jeden Werth für ihn verlieren.

„Sie glauben vielleicht,“ fuhr er fort, mich dabei von der Seite ansehend, „daß ich dazu keinen Muth habe? Sie kennen mich nicht .... ich habe einen eisernen Willen!“

„Schön gesagt,“ dachte ich bei mir.

Tegleff wurde nachdenkend, seufzte schwer, und erklärte mir, seine Pfeife aus der Hand fallen lassend, daß der heutige Tag ein sehr wichtiger für ihn sei, „heute ist Elias-Tag — mein Namenstag ... Das ist ... das ist für mich immer eine schwere Zeit.“

Ich antwortete nicht, nur sah ich ihn an, wie er da vor mir saß, zusammengekauert, gebückt, schwerfällig, mit seinem auf die Erde gerichteten, schläfrigen und düstern Blicke.

„Heute,“ fuhr er fort, „hat mir eine alte Bettlerin (Tegleff ließ keinen Bettler vorbeigehen, ohne ihm eine Gabe zu reichen) für das Heil meiner Seele zu beten versprochen — .. ist das nicht sonderbar?“

„Was für ein Vergnügen doch dieser Mensch daran findet, sich stets nur mit sich selbst zu beschäftigen!“ — dachte ich. Ich muß übrigens erwähnen, daß ich in der letzten Zeit manchmal einen ganz ungewöhnlichen Ausdruck von Sorge und Unruhe auf Tegleffs Gesicht beobachtet hatte; nicht etwa die fatalistische Melancholie, sondern etwas Wirkliches schien an ihm zu nagen und ihn zu peinigen. Auch jetzt fiel mir die Trostlosigkeit auf, die in seinen Gesichts-

zügen lag. Erhoben sich nicht etwa jene Zweifel in ihm, von denen er vordem gesprochen hatte? Tegleffs Cameraden hatten mir erzählt, daß er kürzlich seinen Vorgesetzten ein Project über Reformen in der Artillerie eingereicht und dasselbe mit einem „Vermerk," d. h. Verweise zurück erhalten hätte. Seinen Charakter kennend, konnte ich nicht zweifeln, wie sehr eine solche, ihm von Seiten seiner Vorgesetzten widerfahrene Behandlung, ihn verletzen mußte. Doch der Gram, den ich jetzt auf Tegleffs Antlitz zu bemerken glaubte, schien einer andern, noch mehr persönlichen Quelle zu entspringen.

„Uebrigens wird es feucht," rief er plötzlich und schüttelte die Schulter. „Gehen wir nach der Hütte — es ist Zeit zu schlafen."

Er hatte die Gewohnheit, die Schultern zu schütteln und den Kopf von einer Seite nach der andern zu bewegen, als ob das Halstuch ihn beengte, wobei er mit der Hand nach dem Halse faßte. Der Charakter Tegleff's offenbarte sich, wie es mir wenigstens schien, in dieser gramvollen, nervösen Geberde .... Es war ihm ebenfalls eng auf dieser Welt! —

VII.

Wir gingen in das Bauernhaus und legten uns jeder auf eine Bank nieder, er in der hinteren Ecke am Ofen, ich in der vorderen, auf's Heu, das darüber gebreitet war.

Tegleff drehte sich lange auf seiner Bank herum; auch ich konnte nicht einschlafen. Ob seine Erzählungen

meine Nerven aufgeregt hatten, ob diese sonderbare Nacht mein Blut beunruhigte — weiß ich nicht, aber einzuschlafen war ich nicht im Stande. Selbst jeder Wunsch nach Schlaf war mir vergangen, und ich lag mit geöffneten Augen und dachte nach, dachte mit Anstrengung nach, Gott weiß worüber, über die sinnlosesten Dinge — wie es immer bei Schlaflosigkeit der Fall ist . . Mich von der einen Seite auf die andere drehend, streckte ich die Hand aus . . . . mein Finger traf auf einen der Wandbalken. Man vernahm einen schwachen, aber hellen, anhaltenden Ton . . . . Ich hatte wahrscheinlich eine hohle Stelle getroffen.

Ich schlug zum zweiten Male mit dem Finger an . . . . schon absichtlich. Der Ton wiederholte sich. Ich that es noch einmal . . . . Plötzlich erhob Tegleff seinen Kopf.

„Riedel,“ rief er, „hören Sie es? Jemand klopft an's Fenster.“

Ich stellte mich schlafend. Ich bekam plötzlich Lust meinem fatalistischen Gefährten einen Streich zu spielen. Schlafen konnte ich ja doch nicht.

Er lehnte seinen Kopf wieder auf das Kissen.

Ich wartete einige Augenblicke und klopfte dann wiederum drei Mal hinter einander.

Tegleff erhob sich und horchte.

Ich klopfte wieder. Ich lag, das Gesicht ihm zugewendet; meinen Arm konnte er aber nicht sehen, . . . ich hatte denselben unter der Decke über den Rücken gebogen.

„Riedel!“ rief Tegleff.

Ich antwortete nicht.

„Riedel!“ schrie er laut, „Riedel!“

„Ah! was giebt's?“ rief ich, wie auffahrend.

„Hören Sie denn nicht, daß Jemand beständig an das Fenster klopft? Er will wohl herein?“

„Ein Vorübergehender“ .. murmelte ich.

„Dann muß man ihn hereinlassen — oder doch erfahren, wer es ist?“

Doch ich antwortete nicht und stellte mich wieder schlafend.

Es vergingen einige Augenblicke ... Ich fing von Neuem an.

„Tak ... Tak .... Tak ....“

Tegleff richtete sich auf und horchte.

Durch meine halb zugedrückten Augenlider konnte ich deutlich beim weißlichen Schimmer der Nacht alle seine Bewegungen erkennen. Er wandte das Gesicht bald zum Fenster, bald zur Thüre. Es fiel wirklich sehr schwer zu bestimmen, von wo der Schall ausging: er schien durch das Zimmer zu schwingen und an den Wänden dahin zu gleiten. Ich hatte zufällig den akustischen Brennpunkt getroffen.

„... Tak .... Tak ... Tak ....“

„Riedel!“ schrie endlich Tegleff ... „Riedel, Riedel!“

„Was giebt es denn?“ rief ich gähnend.

„Hören Sie denn wirklich nichts? Es klopft Jemand!“

„Gott sei mit ihm,“ antwortete ich, und stellte

mich wieder, als ob ich einschliefe — ich schnarchte selbst ....

Tegleff beruhigte sich.

— „Tak ... Tak ... Tak ...“

„Wer da?“ schrie Tegleff, „herein!“

Es antwortete natürlich Niemand.

— „Tak ... Tak ... Tak ...“

Tegleff sprang aus dem Bette, öffnete das Fenster und den Kopf hinausstreckend, fragte er mit wilder Stimme: „Wer da? Wer klopft?“ Dann öffnete er die Thür und wiederholte seine Frage. In der Ferne wieherte ein Pferd — sonst nichts.

Er kam zum Bette zurück.

.. „Tak .... Tak .... Tak ...“

Tegleff zog rasch seine Stiefel an, warf seinen Mantel um die Schulter, und, den Säbel von der Wand nehmend, ging er hinaus.

Ich hörte, wie er einige Male um das Haus herumging und immer fragte: „Wer da? Wer ist hier? Wer klopft?“ Dann schwieg er plötzlich, stand wohl eine Zeit lang auf der Straße, wahrscheinlich nicht weit von der Ecke, in der ich lag, kehrte, kein Wort mehr fallen lassend, in das Haus zurück und setzte sich nieder, ohne sich auszuziehen.

„Tak ... Tak ... Tak ....“ fing ich wieder an, — „Tak ... Tak ... Tak ...“

Doch Tegleff rührte sich nicht, fragte nicht — .. „wer klopft?“ — nur hielt er seinen Kopf auf die Hand gestützt.

Da ich sah, daß ich keine Wirkung weiter durch

mein Klopfen hervorbrachte, stellte ich mich nach einiger Zeit, als ob ich aufwachte und zeigte eine erstaunte Miene, indem ich Tegleff ansah.

„Waren Sie ausgegangen?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete er gleichgiltig.

„Sie haben noch immer das Klopfen gehört?“

„Ja!“

„Und sind Niemandem begegnet?“

„Nein!“

„Und das Klopfen hat aufgehört!“

„Ich weiß nicht — mir ist jetzt Alles einerlei!“

„Jetzt! Weßhalb denn gerade jetzt?“

Tegleff antwortete nicht.

Ich fühlte ein wenig Gewissensbisse, doch war ich ärgerlich gegen ihn gestimmt; den Streich, den ich ihm gespielt, wollte ich noch nicht bekennen.

„Wissen Sie was?“ fing ich an, „ich bin überzeugt, daß das Alles nur in ihrer Einbildung geschehen ist?“

Tegleff wurde finster: „So? Sie glauben das?“

„Sie sagen, Sie hätten klopfen gehört?“

„Ich habe nicht bloß klopfen gehört,“ unterbrach er mich.

„Was denn noch?“

Tegleff beugte sich nach vorn — und biß sich in die Lippen. Er war sichtlich unentschlossen . . . .

„Man hat mich gerufen!“ sagte er halblaut und wandte das Gesicht ab.

„Man hat Sie gerufen? Wer hat Sie gerufen?“

„Eine . . .“ Tegleff blickte beständig zur Seite

.. „Ein Wesen, von dem ich bis jetzt nur vermuthete, daß es gestorben sei — .... jetzt weiß ich es gewiß ...“

„Ich schwöre Ihnen, Ilia Stepanitsch,“ rief ich „das ist bloß Einbildung!“

„Einbildung?“ wiederholte er, „wollen Sie sich selbst überzeugen?“

„Freilich!“

„Wohlan, so lassen Sie uns auf die Straße gehen!“—

VIII.

Ich zog mich schnell an und verließ in Tegleffs Begleitung das Haus. Letzterem gegenüber, auf der anderen Straßenseite, standen kleine Häuser; es zog sich da ein niedriger, stellenweise schadhafter Zaun von Flechtwerk hin, an dessen Ende der ziemlich steile Abfall dem Thale zu begann. Der Nebel umhüllte noch alle Gegenstände — auf zwanzig Schritt Entfernung konnte man nichts mehr erkennen. Ich kam mit Tegleff bis zum Zaun und wir blieben da stehen.

„Hier ist es,“ sagte er und senkte den Kopf auf die Brust, „bleiben Sie hier stehen und hören Sie zu!“

Ich horchte — und außer dem gewöhnlichen, äußerst schwachen, aber überall sich verbreitenden Rauschen der Nacht, diesem Athmen der Nacht, hörte ich nichts. So standen wir eine Weile, von Zeit zu Zeit einander anblickend — wir waren eben im Begriff, weiter zu gehen.

„Ilia!“ glaubte ich hinter dem Zaune flüstern zu hören.

Ich blickte Tegleff an — doch er schien nichts gehört zu haben — und stand wie früher, den Kopf nach vorn gebeugt.

„Ilia! ... Ilia! . . .“ klang es deutlicher als zuvor — um so Vieles deutlicher, daß man erkennen konnte, der Ruf rühre von einer Frau her.

Wir erzitterten Beide — und stierten einander an.

„Nun?“ fragte mich Tegleff leise . . „jetzt werden Sie wohl nicht mehr zweifeln?“

„Warten Sie,“ antwortete ich mit gedämpfter Stimme — „das beweist noch nichts. Man muß nachsehen, ob Niemand da ist? Vielleicht irgend ein Spaßvogel . . . .“

Ich sprang über den Zaun — und ging in der Richtung, woher, soweit ich urtheilen konnte, der Ruf gekommen war. Ich fühlte weiche, lockere Erde unter den Füßen; lange Reihen von Beeten verloren sich im Nebel. Ich befand mich in einem Gemüsegarten. Aber Nichts regte sich, weder hinter noch vor mir. Alles war in tiefe Ruhe versunken, wie erstorben. Ich machte noch einige Schritte.

„Wer da?“ rief ich nicht weniger kräftig als Tegleff.

„Prr!“ und ein aufgescheuchtes Rebhuhn erhob sich zu meinen Füßen und flog gerade wie eine Flintenkugel dahin. Unwillkürlich machte ich einen Schritt rückwärts . . . welche Thorheit! . .

Ich blickte nach hinten. Tegleff stand noch auf demselben Platze, wo ich ihn verlassen. Ich ging zu ihm zurück.

„Sie werden umsonst rufen," sagte er, „diese Stimme kam zu uns ... zu mir ... von Weitem."

Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht — und kehrte langsamen Schrittes über die Straße nach Hause. Ich wollte mich nicht so leicht ergeben — und kehrte in den Gemüsegarten zurück. Daß wirklich Jemand dreimal „Ilia" gerufen, darüber konnte ich nicht im Zweifel sein. Daß in diesem Rufe etwas Klagendes, Geheimnißvolles gelegen habe, mußte ich mir ebenfalls bekennen ... Doch wer weiß, vielleicht schien dies Alles nur räthselhaft — und erklärte sich in Wahrheit ebenso einfach wie das Klopfen, welches Tegleff so sehr aufgeregt hatte?

Ich ging am Zaun entlang, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und um mich blickend. Neben dem Zaune, in geringer Entfernung von unserem Hause, stand eine alte Weide mit weithin ausgebreiteten Aesten; wie ein großer, schwarzer Flecken erschien sie durch den über Alles ergossenen weißlichen Nebel, in jenem matten Weißlicht, das mehr als jedes Dunkel den Blick blendet und abstumpft. Plötzlich schien es mir, als ob etwas Großes, Lebendes sich auf der Erde neben der Weide rührte. Mit dem Ausrufe: „Halt, wer da!" stürzte ich vorwärts. Ich hörte leichte Schritte, wie die eines Hasen, und eine zusammengeduckte Gestalt — ob die eines Mannes oder einer Frau konnte ich nicht deutlich unterscheiden — huschte rasch an mir vorüber ... Ich wollte sie aufhalten — doch griff ich fehl, stolperte, fiel in Nesseln und verbrannte mir das Gesicht. Als ich mich, die eine Hand

auf die Erde stützend, erhob, fühlte ich unter jener etwas Hartes; es war ein geschnitzter, kupferner Kamm, wie ihn unsere Bauern am Gurte zu tragen pflegen.

Meine weiteren Forschungen fielen fruchtlos aus — und ich kam mit dem Kamme in der Hand und mit geschwollenem Gesichte nach Hause.

IX.

Ich fand Tegleff auf der Bank sitzend. Vor ihm auf dem Tische brannte ein Licht — und er schrieb etwas in sein kleines Notizbuch ein, das er stets bei sich trug. Als er meiner ansichtig wurde, steckte er schnell das Buch in die Tasche und fing seine Pfeife zu stopfen an.

„Sehen Sie,“ fing ich an, „welche Trophäe ich von meinem Feldzuge mitgebracht habe.“ Ich zeigte ihm den Kamm und erzählte, was mit mir bei der Weide vorgefallen war. „Ich habe wahrscheinlich einen Dieb verscheucht“, fügte ich hinzu, „Sie haben doch gehört, daß man gestern unserm Nachbar ein Pferd gestohlen?“

Tegleff lächelte kalt und rauchte seine Pfeife an. Ich setzte mich neben ihn.

„Und Sie sind wie früher überzeugt,“ fragte ich, „daß die Stimme, die wir vernahmen, aus jenen unbekannten Gegenden kam. . . . .“

Er unterbrach mich mit einer gebieterischen Handbewegung. „Riedel,“ sagte er, „ich bin zum Spaßen nicht aufgelegt — und darum bitte ich Sie, es zu unterlassen.“

In der That — Tegleff konnte nicht zum Scherze aufgelegt sein. Sein Gesicht war verändert: es erschien bleicher, ausdrucksvoller — länger. Seine sonderbaren, „verschiedenen“ Augen irrten langsam umher.

„Ich dachte nie,“ sprach er, „daß ich je einem Anderen mittheilen würde . . . einem Andern das mittheilen würde, was Sie sogleich von mir hören werden — und was in meiner Brust begraben sein sollte . . . . ja mit mir sterben sollte; doch wahrscheinlich ist es nothwendig — auch habe ich keine Wahl! — Schicksal! . . . Hören Sie!“

Und er theilte mir eine ganze Geschichte mit.

Ich habe Ihnen, meine Herren, bereits gesagt, daß Tegleff ein schlechter Erzähler war; doch nicht bloß in Folge seiner Unfähigkeit, das, was sich mit ihm selbst ereignet hatte, wiederzugeben, wurde ich in jener Nacht ganz irre an ihm; der Klang seiner Stimme, seine Blicke, die Art, wie er seine Finger und Hände bewegte — Alles an ihm schien so unnatürlich, unnöthig — mit einem Worte: unwahr zu sein. Ich war damals noch sehr jung und unerfahren und wußte nicht, daß die Gewohnheit, sich rhetorisch auszudrücken, die Falschheit der Betonung und der Manieren sich im Menschen so einwurzeln können, daß er gar nicht mehr im Stande ist, sich von ihnen — diesem Fluche besonderer Art — los zu machen. Später traf ich eine Dame, die mich in solch' einer geschraubten Sprache, mit solchen theatralischen Gesten, mit solchem melodramatischem Schütteln des Kopfes und Rollen der Augen über den Eindruck, den der Tod ihres Sohnes

auf sie hervorgebracht, über ihren unermeßlichen Gram, über die Angst, ihren Verstand zu verlieren — unterhielt, daß ich bei mir dachte: Wie doch diese Frau lügen und sich verstellen kann! Sie hat ihren Sohn nie geliebt! Eine Woche später erfuhr ich aber, daß die arme Frau wirklich verrückt geworden war. Seit der Zeit wurde ich weit vorsichtiger in meinem Urtheil — und traute viel weniger meinen eigenen Eindrücken.

X.

Die Geschichte, welche Tegleff mir mitgetheilt, war kurz folgende:

Er hatte in Petersburg außer dem hoch gestellten Onkel noch eine Tante — nicht hochgestellt, aber vermögend. Da diese kinderlos war, hatte sie eine Waise aus kleinbürgerlichem Stande zu sich genommen. Sie gab ihr eine gute Erziehung und behandelte sie wie ihre Tochter. Marie war ihr Name. Tegleff sah sie jeden Tag und das endete damit, daß sie sich in einander verliebten und Marie in einem Augenblick der Schwäche sich ihm hingab. Die Folgen blieben nicht verborgen. Die Tante Tegleffs war furchtbar aufgebracht, jagte das arme Mädchen mit Schande aus dem Hause — und siedelte nach Moskau über, wo sie ein Mädchen von adeliger Geburt als Pflegetochter annahm und zu ihrer Erbin bestimmte. Marie, zu den früheren Verwandten — armen, dem Trunke ergebenen Leuten — zurückgekehrt, hatte ein schweres Loos zu tragen. Tegleff, der sie zu heirathen versprochen hatte, hielt sein Versprechen nicht. Bei der

letzten Zusammenkunft mit ihr wurde er zu einer Erklärung genöthigt: sie wollte die Wahrheit wissen — und erfuhr diese. „Nun,“ sagte sie, „wenn ich nicht Deine Frau sein soll, so weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt.“ Ein paar Wochen waren seit dieser Zusammenkunft vergangen.

„Ich habe über den Sinn ihrer Worte mich keinen Augenblick in Illusionen gewiegt,“ fügte Tegleff hinzu . . . „ich bin überzeugt, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht . . . und daß es ihre Stimme war, daß sie mich dorthin rief . . . zu sich . . . . Ich habe ihre Stimme erkannt . . . Ach was! Ein Ende giebt es ja nur!“

„Warum aber haben Sie Marie nicht geheirathet?“ fragte ich, „liebten Sie sie nicht mehr?“

„Nein! Ich liebte sie leidenschaftlich!“

Hier, meine Herren, starrte ich Tegleff an; ich erinnerte mich eines Bekannten, eines sehr aufgeweckten Menschen, der eine häßliche, dumme und arme Frau hatte und überdies in einer sehr unglücklichen Ehe mit ihr lebte — welcher auf die ihm in meiner Gegenwart gestellte Frage: Warum er eigentlich geheirathet habe? Wahrscheinlich aus Liebe? antwortete: „Nicht aus Liebe! Aber es ist so gekommen.“ Hier liebt Tegleff leidenschaftlich ein Mädchen — und heirathet sie nicht. Nun, war es auch hier so gekommen?!

„Warum heirathen Sie denn nicht?“ fragte ich Tegleff zum zweiten Male.

Die sonderbar schläfrigen Augen Tegleffs irrten auf dem Tische . . . . „Das kann man . . . in kurzen Worten . . . nicht sagen,“ fing er stockend an . . . „Ich

hatte Gründe ... Sie ist dazu eine Bürgerliche ... Auch mein Onkel ... ich mußte auf ihn Rücksicht nehmen!"

„Auf Ihren Onkel!" rief ich, „wozu brauchen sie denn, zum Teufel, Ihren Onkel, den Sie nur dann sehen, wenn Sie ihm zu Neujahr gratuliren! Rechnen Sie etwa auf seine Reichthümer? Er hat ja selbst ein halbes Dutzend Kinder?!"

Ich sprach hitzig .... Tegleff zeigte sich tief verletzt ... er erröthete ... erröthete nicht gleichmäßig, nur an einzelnen Stellen des Gesichts.

„Bitte, mir keine Lectionen zu geben," rief er dumpf. „Uebrigens vertheidige ich mich nicht. Ich habe ihr Leben zu Grunde gerichtet — jetzt wird man diese Schuld abtragen müssen" ...

Er ließ den Kopf hängen und — schwieg. Ich fand auch nichts weiter zu sagen. —

XI.

So saßen wir eine Viertelstunde. Er blickte zur Seite, ich auf ihn und bemerkte, daß seine Haare über der Stirn sich sonderbar gehoben und in Locken gelegt hatten ... ein Symptom, nach der Meinung eines Militär-Arztes, durch dessen Hände viele Verwundete gegangen waren, von großer und trockener Hitze im Gehirn.

Mir kam es wieder in den Sinn, daß auf Tegleff wirklich die Hand des Schicksals laste, und die Kameraden nicht umsonst in ihm etwas Fatalistisches sahen. Gleichzeitig verdammte ich ihn ... „Eine Bürgerliche!" dachte ich, „was bist Du denn für ein Aristokrat?"

„Sie verurtheilen mich vielleicht, Riedel!“ fing plötzlich Tegleff an, als ob er meine Gedanken errathen hätte — „auch lastet es schwer auf mir. Doch was soll man thun? was soll man thun?“

Er stützte sein Kinn auf die Handfläche und fing an den breiten und platten Nägeln seiner kurzen, rothen, wie Eisen harten Finger zu nagen an.

„Ich bin der Meinung, lieber Tegleff, daß Sie sich vor Allem überzeugen müssen, ob Ihre Vermuthung richtig sei . . . Vielleicht lebt Ihre Geliebte noch?“ (Soll ich ihm nicht die wirkliche Ursache des von ihm vernommenen Klopfens sagen? ging es mir durch den Sinn. — Nein! später!)

„Sie hat mir, seitdem wir im Feldlager sind, kein einziges Mal geschrieben,“ bemerkte Tegleff.

„Das beweist noch nichts!“

Tegleff bewegte abwehrend die Hand: „Nein! Sie ist sicher nicht mehr auf dieser Welt! Sie hat mich gerufen“. . .

Plötzlich wandte er sich zum Fenster: „Es klopft wieder!“

Ich lachte unwillkürlich. „Diesmal, entschuldigen Sie, Ilia Stepanitsch, sind es sicherlich Ihre Nerven. Sie sehen, es dämmert bereits. In zehn Minuten geht die Sonne auf — es ist gleich vier Uhr! — Die Gespenster treiben's nicht am Tage!“

Tegleff warf auf mich einen finsteren Blick, legte sich, nachdem er durch die Zähne „gute Nacht“ gerufen auf die Bank und kehrte mir den Rücken zu.

Ich legte mich ebenfalls hin und dachte, bevor

ich einschlief, weßhalb Tegleff beständig darauf anspiele, daß er sich . . . das Leben nehmen wolle. Welcher Unsinn! Welche Phrase! Wollte selbst sie nicht heirathen! . . . hat sie verlassen . . . und jetzt mit einem Male will er sich tödten! Das hat ja keinen Sinn! Er muß aber ewig eine Rolle spielen wollen!

Mit diesem Gedanken schlief ich ein — und als ich wieder die Augen öffnete, stand die Sonne schon ganz hoch . . . doch Tegleff war nicht mehr im Hause. Er war nach Petersburg gefahren, wie mir Semen, sein Diener, mittheilte.

XII.

Ich brachte einen unruhigen und langweiligen Tag zu. Tegleff kam weder zum Mittag- noch zum Abendessen. Meinen Bruder erwartete ich nicht einmal. Gegen Abend verbreitete sich wieder ein dichter Nebel, noch dichter als der gestrige. Ich legte mich ziemlich früh nieder. Ein Klopfen an's Fenster weckte mich.

Die Reihe zusammenzufahren kam an mich!

Das Klopfen wiederholte sich, und zwar so deutlich und energisch, daß an seiner Wirklichkeit zu zweifeln unmöglich ward. Ich stand auf, öffnete das Fenster und erblickte Tegleff. In seinen Mantel eingehüllt, die Mütze tief über die Stirn gezogen, stand er unbeweglich da.

„Wie, Ilia Stepanitsch!“ rief ich, „sind Sie es? Wir haben lange auf Sie gewartet. Kommen Sie herein! Oder ist die Thüre zu?“

Tegleff schüttelte den Kopf. „Ich will nicht hin-

eingehen," sagte er dumpf, „ich wollte Sie nur bitten, morgen diesen Brief dem Batterie-Chef zu übergeben."

Er reichte mir einen großen, mit fünf Siegeln verschlossenen Brief. Ich war überrascht — doch mechanisch nahm ich das Schreiben. Tegleff entfernte sich sofort bis zur Mitte der Straße. „Warten Sie, warten Sie!" rief ich ihm nach. . . „Wohin gehen Sie? Sind Sie jetzt erst gekommen? Was ist das für ein Brief?"

„Sie versprechen mir doch, ihn an seine Adresse zu befördern?" fragte Tegleff, einige Schritte zurückthuend.

Der Nebel machte bereits seine Gestalt undeutlich.

„Sie versprechen es?"

„Ich verspreche es . . . doch sagen Sie zuerst . . ."

Tegleff entfernte sich noch mehr . . . und wurde zu einem länglichen, dunklen Fleck . . . . „Leben Sie wohl," hörte man seine Stimme. „Leben Sie wohl, Riedel! Gedenken Sie meiner nicht im Bösen. . . Vergessen Sie Semen nicht! . . ." Auch der Fleck verschwand.

Das wurde mir zu viel. „Verdammter Phrasenmacher!" dachte ich. „Du mußt doch stets auf den Effect hin arbeiten!"

Doch bekam ich Angst. Unwillkürlicher Schreck machte mir die Brust beklommen. Ich warf meinen Mantel um und lief auf die Straße.

XIII.

Da war ich — doch wohin sollte ich mich wenden? Der Nebel umhüllte mich von allen Seiten.

Auf fünf, sechs Schritte war er noch durchsichtig — doch weiter hin stand er da wie eine Mauer — flockig und weiß wie Baumwolle. Ich bog links auf der Straße des Dorfes ein, das hier auch aufhörte; unser Haus war das vorletzte in dieser Richtung; daran schloß sich das öde, nur stellenweise mit Strauchwerk bewachsene Feld an; hinter dem Felde, etwa fünfhundert Schritte hinter dem Dorfe, befand sich ein Birkenwäldchen, durch welches sich dasselbe Flüßchen zog, das weiter unten um das Dorf floß. Dies Alles wußte ich im Allgemeinen, da ich es häufig am Tage gesehen — doch jetzt sah ich nichts — und konnte nur aus der größeren Dichtigkeit und Weiße des Nebels schließen, wo der Boden sich senkte und das Flüßchen vorbeirann. Am Himmel stand, wie ein bleicher Fleck, der Mond — doch sein Licht war, wie die Nacht vorher, nicht im Stande, den festen Rauch des Nebels zu durchdringen, und senkte sich von oben wie ein breiter, mattgoldener Vorhang eines Baldachins. Ich erreichte das Feld — und horchte . . . kein Ton war zu hören, nur pfiffen die Wasserschnepfen.

„Tegleff!“ rief ich, „Ilia Stepanitsch! Tegleff!“

Meine Stimme erstarb in meiner Nähe ohne Antwort; es schien, als ob der Nebel sie nicht weiter dringen ließ . . . „Tegleff!“ — wiederholte ich.

Niemand antwortete.

Ich ging auf's Gerathewohl vorwärts. Ein paar Male stieß ich auf einen Zaun, wäre beinahe einmal in einen Grenzgraben gefallen . . . stolperte fast über

ein am Boden liegendes Bauernpferd . . . „Teg leff! Tegleff!“ schrie ich.

Plötzlich hörte ich dicht hinter mir eine leise Stimme: „Da bin ich . . . Was wollen Sie von mir?“

Ich wandte mich rasch um.

Vor mir stand mit herabhängenden Händen, mit unbedecktem Kopfe — Tegleff. Sein Gesicht war bleich, doch schienen die Augen lebhafter und größer als gewöhnlich . . . Er athmete tief und anhaltend durch die weit geöffneten Lippen.

„Gott sei Dank!“ rief ich in einem Anfall von Freude und ergriff ihn an beiden Händen . . . „Gott sei Dank! Ich verzweifelte bereits, Sie zu finden! Und Sie schämen sich nicht, mich so zu erschrecken! . . . Da hört ja Alles auf, Ilia Stepanitsch!“

„Was wollen Sie von mir?“ wiederholte Tegleff.

„Ich will . . . ich will vor Allem, daß Sie mit mir nach Hause gehen. Und zweitens will ich, verlange ich von Ihnen, wie von einem Freunde, daß Sie mir sofort erklären, was Ihre . . . . . Ihre Handlungsweise — und dieser Brief an den Hauptmann bedeuten sollen? Ist Ihnen in Petersburg etwas Unerwartetes zugestoßen?“

„Ich habe in Petersburg das, was ich erwartet, gefunden,“ antwortete Tegleff, sich nicht vom Platze rührend.

„Das heißt: Sie wollen sagen . . . Ihre Freundin, Marie . . .“

„Sie hat sich das Leben genommen,“ rief schnell und ärgerlich Tegleff . . . „vor drei Tagen hat man

sie beerdigt! Sie hat mir nicht einmal einige Zeilen hinterlassen . . . sie hat sich vergiftet.“

Tegleff stieß diese schrecklichen Worte schnell aus — und stand immer regungslos, wie versteinert da.

Ich schlug die Hände zusammen. — „Ist es möglich? Welch' Unglück! Ihre Ahnung ist zugetroffen. . . Das ist schrecklich!“

Verwirrt wie ich war, hielt ich inne. Tegleff kreuzte langsam und wie im Triumphe die Hände auf der Brust.

„Uebrigens,“ begann ich wieder, „was stehen wir hier? Gehen wir nach Hause!“

„Gehen wir,“ sagte Tegleff, „doch wie finden wir in diesem Nebel den Weg?“

„In unserem Hause scheint Licht durch die Fenster . . . wir wollen uns darnach richten. Gehen wir!“

„Gehen Sie voran,“ antwortete Tegleff, „ich folge Ihnen.“

Wir machten uns auf den Weg. Wir gingen schon etwa fünf Minuten und das Licht, das unser Wegweiser sein sollte, zeigte sich nicht; endlich blitzten vor uns zwei röthliche Punkte auf. Tegleff folgte mir in gemessenen Schritten. Ich sehnte mich innigst, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen und von ihm alle Einzelnheiten über seine unglückliche Fahrt nach Petersburg zu erfahren. Niedergeschlagen durch seine Mittheilung, gestand ich ihm in einem Anfall von Reue und einer gewissen abergläubischen Angst, noch ehe wir das Haus erreicht hatten, daß das gestrige geheimnißvolle Klopfen von mir herrührte . . . .

und welche tragische Folge sollte jener Streich haben ....

Tegleff beschränkte sich zu bemerken, daß ich dabei keine Schuld trüge — daß meine Hand durch etwas Anderes geführt worden — und daß es nur beweise, wie wenig ich ihn kenne. Seine sonderbar ruhige und gleichmäßige Stimme tönte dicht an meinen Ohren .... „doch Sie werden mich kennen lernen," fügte er hinzu. „Ich habe gesehen, wie Sie gestern gelächelt haben, als ich von Willensstärke sprach .... Sie werden mich kennen lernen und meiner Worte gedenken!" ...

Die erste Hütte des Dorfes tauchte wie ein dunkles Wunderding aus dem Nebel vor uns auf ... da zeigte sich auch unser Haus ... mein Jagdhund bellte, wahrscheinlich mein Kommen spürend.

Ich klopfte an's Fenster. — „Semen!" rief ich den Diener Tegleffs, „he, Semen, öffne uns schnell die Gartenthür!"

Die Thür ging mit Geräusch auf; Semen trat über die Schwelle. „Ilia Stepanitsch, kommen Sie herein!" rief ich und wandte mich um ....

Von einem Ilia Stepanitsch keine Spur! Tegleff war verschwunden, wie in die Erde versunken.

Fast sinnberaubt trat ich in's Haus.

XIV.

Aerger über Tegleff, über mich selbst verscheuchte bei mir jenes Erstaunen, das mich Anfangs überfallen hatte.

„Dein Herr ist verrückt,“ drang ich auf Semen ein, „ganz und gar verrückt! Er fährt nach Petersburg, kehrt zurück — und läuft jetzt umher. Ich fand ihn und brachte ihn bis zur Gartenthür — und sieh da! da ist er wieder fortgelaufen! In einer solchen Nacht nicht zu Hause zu bleiben! Er hat sich eine schöne Zeit zum Spaziergang ausgesucht!“

“Doch warum habe ich seine Hand losgelassen!“ warf ich mir vor.

Semen blickte mich schweigend an, als ob er mir was sagen wolle — doch nahm er nur eine andere Stellung ein, nach Art der damaligen Diener.

„Wann ist er weggefahren?“ fragte ich streng.

„Um sechs Uhr Morgens!“

„Und wie — schien er bewegt, traurig zu sein?“

Semen stutzte. „Mein Herr,“ fing er an, „ist ein Sonderling; wer soll ihn verstehen? Als er nach der Stadt fuhr, ließ er sich die neue Uniform geben — und brannte sich Locken.“

„Wie, Locken?“

„Ja, brannte sich die Haare. Ich habe noch die Zange glühend machen müssen.

Das hatte ich allerdings nicht erwartet! — „kennst Du,“ fragte ich Semen, „ein Fräulein .... die Freundin von Ilia Stepanitsch, sie heißt Marie?“

„Wie sollte ich Marie Anempodistowna nicht kennen? Es ist ein gutes Fräulein!“

„Dein Herr ist in diese Marie .... und so weiter, verliebt?“

Semen seufzte. „Dieses Fräuleins wegen wird

mein Herr noch zu Grunde gehen. Denn lieben thut er sie schrecklich — sie zu heirathen aber entschließt er sich nicht — und von ihr lassen kann er auch nicht. Immer, wegen seines Kleinmuthes! Er liebt sie eben zu sehr."

„Warum denn? Ist sie denn so hübsch?" examinirte ich weiter.

Semen machte ein ernstes Gesicht. — „Die Herrschaften lieben solche . . ."

„Und nach Deinem Geschmack?"

„Für mich ist sie unpassend — ganz und gar."

„Weßhalb?"

„Sie ist mir zu mager!"

„Wenn sie stirbt," fing ich wieder an, „wird sie, nach Deiner Meinung, der Herr überleben können?"

Semen seufzte wieder. „Das kann ich nicht sagen — das geht die Herrschaft an — nur ist mein Herr allerdings ein Sonderling."

Ich nahm den großen und ziemlich dicken Brief vom Tische, den Tegleff mir gegeben und drehte ihn ein paar Mal in den Händen um. Die Adresse: „Seiner Hochwohlgeboren dem Herrn Batterie-Chef, Hauptmann und Ritter", war mit Angabe des Tauf-, Vater- und Familien-Namens sehr deutlich und gewissenhaft geschrieben. An der oberen Ecke des Couverts befand sich der Vermerk „sehr wichtig" zweimal unterstrichen.

„Höre, Semen," fing ich an, „ich habe Angst um Deinen Herrn. Er hat, glaube ich, etwas Schlimmes vor. Man wird ihn durchaus aufsuchen müssen."

„Zu Befehl,“ antwortete Semen.

„Draußen ist allerdings ein solcher Nebel, daß man nicht drei Schritte weit sehen kann; aber einerlei, versuchen muß man's doch. Wir wollen Jeder eine Laterne nehmen und an jedem Fenster ein Licht brennen lassen — für jeden Fall!“

„Zu Befehl,“ rief Semen, zündete die Laternen und Lichter an — und wir gingen hinaus.

XV.

Wie wir Beide herumgeirrt und herumgekreist, ist gar nicht wiederzugeben! Die Laternen halfen uns gar nicht; sie durchdrangen nicht im Geringsten jenes weiße, beinahe helle Dunkel, das uns umgab. Wir verloren uns häufig, obgleich wir einander zuriefen und beständig ich: „Tegleff! Ilia Stepanitsch!“ — Semen: „Herr Tegleff! Ew. Wohlgeboren!“ schrieen. Der Nebel hatte uns so verwirrt gemacht, daß wir wie im Schlafe herumtaumelten; wir wurden Beide bald heiser: die Feuchtigkeit drang bis in die Brust hinein. Mit großer Mühe erreichten wir, Dank den Lichtern an den Fenstern, unser Haus. Unser gemeinschaftliches Suchen hatte zu Nichts geführt, wir störten uns einander, und deshalb beschlossen wir, daß Jeder unabhängig von dem Andern seinen Weg verfolgen sollte. Semen ging nach links, ich nach rechts und ich hörte bald seine Stimme nicht mehr. Der Nebel schien in meinen Kopf gedrungen zu sein, ich taumelte sinnlos umher und schrie bloß: „Tegleff, Tegleff!“

„Hier!“ erhielt ich plötzlich zur Antwort.

Gott! wie ich froh war! Wie stürzte ich nach der Richtung, aus welcher die Stimme kam ... Eine menschliche Gestalt erschien vor mir ... ich lief auf sie zu, ... endlich!

Aber statt Tegleffs sah ich einen andern Officier vor mir, der bei derselben Batterie stand und Telepneff hieß.

„Sind Sie es, der mich geantwortet hat?“ fragte ich.

„Und sind Sie es, der mir gerufen hat?“ fragte er seinerseits.

„Nein, ich rief Tegleff!“

„Tegleff? Dem bin ich ja eben begegnet. Was für eine dumme Nacht! Man kann nicht den Weg nach Hause finden!“

„Sie haben Tegleff gesehen? Wo ging er hin?“

„Ich glaube dahin!“ Der Officier wies mit der Hand in den Nebel. „Aber man kann sich jetzt gar nicht mehr zurecht finden. Wissen Sie z. B., wo das Dorf liegt? Die einzige Rettung läge darin, daß man einen Hund bellen hörte — eine dumme Nacht! Erlauben Sie meine Cigarre anzuzünden .... mit ihrem Feuer kann man sich wenigstens den Weg beleuchten.“

Der Officier war, wie ich bemerkte, ein wenig angeheitert.

„Tegleff hat Ihnen nichts gesagt?“ fragte ich.

„Allerdings! Ich sagte ihm: Wie geht's, Freund? er aber: Lebe wohl, Freund! Wie, lebe wohl?

Weßhalb lebe wohl? Ich will, fuhr er fort, mich gleich erschießen! Ein sonderbarer Kauz!“

Der Athem versagte mir. „Sie sagten mir, er habe Ihnen ..“

„Ein sonderbarer Kauz!“ wiederholte der Officier und ging weiter.

Ich war vor Bestürzung, in die mich die Eröffnung des Officiers versetzt, noch nicht zu mir gekommen, als mir mein eigener Name, mehrere Male aus vollem Halse gerufen, zu Ohren drang. Ich erkannte die Stimme Semens. Ich antwortete .... Er kam zu mir.

XVI.

„Nun,“ fragte ich, „hast Du Ilia Stepanitsch gefunden?“

„Ja wohl!“

„Wo?“

„Nicht weit von hier!“

„Wie hast Du ihn gefunden? lebt er?“

„Aber natürlich! Ich habe ja mit ihm gesprochen. (Mir wurde es leichter um's Herz.) ... Er sitzt da unter einer Birke, im Mantel ... sonst bemerkte ich nichts. Ich melde ihm: Belieben Sie, Ilia Stepanitsch, nach Hause zu gehen — Alexander Wassiliewitsch ist Ihretwegen sehr besorgt. Er aber antwortet: Er macht sich unnütze Sorge. Ich will in freier Luft bleiben! Mir thut der Kopf weh; gehe nach Hause! Ich komme später!“

„Und Du bist dann fortgegangen!“ schrie ich auf und schlug die Hände zusammen.

„Wie denn anders? Der Herr hat mir ja zu gehen befohlen! Wie konnte ich bleiben?“

Die ganze frühere Angst überfiel mich wieder.

„Führe mich sofort zu ihm! — hörst Du! sofort! Ach, Semen, Semen! Das habe ich von Dir nicht erwartet! Du sagst, er sei nicht weit von hier?“

„Ganz nah! — dort, wo das Birkenwäldchen anfängt — da sitzt er . . . Vom Flusse, vom Ufer werden es kaum dreißig Schritte sein. Wie ich am Flusse entlang ging, habe ich ihn auch gefunden!“

„Gehen wir hin! Führe mich!“

Semen ging voran. „Kommen Sie nur hieher — wir brauchen nur zum Flusse hinunterzugehen — da finden wir ihn sofort!“

Doch statt zum Flusse zu kommen, kamen wir auf eine Wiese und stießen auf einen leeren Stall.

„Halt!“ rief Semen, „ich habe Sie wohl zu sehr nach rechts geführt! — Man wird sich mehr nach links halten müssen.“

Wir gingen in dieser Richtung — und geriethen in so hohes und dichtes Unkraut, daß wir nur mit Mühe wieder herauskommen konnten . . . ich erinnerte mich gar nicht, solches Unkraut in der Nähe unseres Dorfes gesehen zu haben!

Dann fühlten wir plötzlich Morastgrund unter unseren Füßen, es zeigten sich runde Mooserhöhungen, die mir ebenfalls unbekannt waren. Wir gingen zurück und befanden uns einer kleinen Anhöhe gegenüber, auf der eine Strohhütte stand — es schnarchte Jemand darin. Ich und Semen riefen mehrmals hinein —

hinten regte sich etwas, Stroh knisterte und eine rauhe Stimme rief: „Ich halte Wache!“ Wir gingen wieder zurück ... Feld, überall Feld — Feld ohne Ende!

Ich war dem Weinen nahe ... die Worte des Narren im König Lear: „Die Nacht wird uns Alle zu Thoren und Tollen machen.“ kamen mir in den Sinn.

„Wo sollen wir nun hingehen?“ fragte ich Semen in Verzweiflung.

„Uns, gnädiger Herr, hat der Waldteufel irre geführt ...“ antwortete der außer Fassung gekommene Diener. „Das ist nicht umsonst ... Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

Ich wollte ihn schelten — doch in diesem Augenblicke hörte ich einen vereinzelten schwachen Schall, der sofort meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es war ein schwacher Knall, gerade wie wenn Jemand einen dicken Pfropfen aus einem langen Flaschenhalse zieht. Der Schall war nicht weit von dem Orte, wo ich stand, ausgegangen. Warum dieser schwache Schall solchen Eindruck auf mich gemacht, mir von so besonderer Art schien — weiß ich nicht zu sagen, doch folgte ich sofort seiner Richtung.

Semen ging hinter mir her. Nach einigen Augenblicken dämmerte etwas Hohes, Breites schwarz durch den Nebel.

„Das Wäldchen! da ist es, das Wäldchen!“ rief freudig Semen ... da, da sitzt ja auch der Herr unter der Birke ... wo ich ihn verlassen, da sitzt er noch ... Ja wohl, das ist er!“

Ich strengte meinen Blick an — wirklich, da saß

Jemand unter der Birke, auf die Erde gebückt und den Rücken uns zugekehrt. Ich lief auf ihn zu und erkannte Tegleffs Mantel, Tegleffs Gestalt, seinen auf die Brust geneigten Kopf . . . „Tegleff," rief ich — doch antwortete er nicht.

„Tegleff!" wiederholte ich und legte die Hand auf seine Schulter.

Da neigte sich plötzlich sein Oberkörper, dem Drucke meiner Hand, als wenn er ihm nicht unerwartet käme, nachgebend, vorn über und er fiel auf das Gras. Ich und Semen hoben ihn sofort auf und kehrten sein Gesicht nach oben. Es war nicht bleich, aber leblos, bewegungslos; die weißen, festgeschlossenen Zähne kamen zum Vorschein — die Augen, offen, doch starr, noch mit ihrem gewöhnlichen, schläfrigen und verschiedenen Blicke . . . .

„Gott!" rief Semen und zeigte mir seine mit Blut bedeckte Hand. . . . Das Blut kam unter dem aufgeknöpften Mantel Tegleffs hervor — es floß aus der linken Seite seiner Brust.

Er hatte sich mit einer kleinen, einläufigen Pistole erschossen, die neben ihm lag. Der schwache Schall, den ich gehört, war der Widerhall dieses verhängnißvollen Schusses gewesen! —

XVII.

Tegleffs Selbstmord setzte seine Kameraden nicht in Erstaunen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß nach Ihrer Meinung Tegleff als „Fatalist" irgend einen unerwarteten Streich ausführen müßte, doch

gerade diesen hatte man schwerlich von ihm erwartet. In seinem Briefe an den Batterie-Chef bat er diesen zunächst, den Seconde-Lieutenant Ilia Tegleff aus der Regimentsliste, als durch Selbstmord getödtet, streichen zu lassen, und fügte hinzu, daß man in seiner Chatouille mehr baares Geld finden werde, als seine etwaigen Schulden betragen möchten; ferner lag in dem Couvert ein zweites, unversiegeltes Schreiben an eine hohe Persönlichkeit, die damals die ganze Garde commandirte, das er derselben zu überreichen bat. Diesen zweiten Brief lasen wir natürlich alle; einige von uns nahmen selbst Abschrift davon. Tegleff hatte augenscheinlich viel Mühe auf die Abfassung dieses Briefes verwendet. — „Sie, Ihre . . . . Hoheit (so fing, glaube ich, der Brief an), „sind so strenge und bestrafen die kleinste Nachlässigkeit und geringste Abweichung von der Form, wenn vor Ihnen, bleich und zitternd, ein Officier erscheint — ich aber werde jetzt vor unserm gemeinsamen, unbestechlichen Richter erscheinen, der unermeßlich mächtiger, als selbst Ihre . . . . Hoheit ist — und doch erscheine ich vor ihm einfach, im Mantel, selbst ohne Halstuch.“ Einen schweren, unangenehmen Eindruck machte diese Phrase auf mich, deren jedes Wort, jeder Buchstabe, von der kindischen Hand des Verstorbenen mit der größten Sorgfalt niedergeschrieben war. Wie konnte er es denn der Mühe werth erachten, fragte ich mich, solchen Unsinn in solchem Augenblicke zu ersinnen? Tegleff schien aber gerade diese Phrase gefallen zu haben, er hatte auf sie die Häufung von Schwulst und Beiworten

à la Marlinski, wie es damals Mode war, verwandt. Etwas weiter erwähnte er der Verfolgungen seitens des Schicksals, seitens der Menschen, seines Berufes, den er nicht ausgefüllt habe, des Geheimnisses, das er mit sich in's Grab nehme, der Menschen, die ihn nicht verstanden hätten. Er führte selbst Verse eines Dichters an, der von den Menschen sagte, daß sie das Leben — wie die Hunde ihre Halsbänder trügen und sich wie Kletten an das Laster hängen .... dies Alles war überdies mit orthographischen Fehlern untermischt. Dieser Brief des armen Tegleff, den er vor seinem Tode geschrieben, war, man muß es gestehen, schrecklich abgeschmackt — und ich kann mir das verachtende Erstaunen der hohen Persönlichkeit, an die er gerichtet war, lebhaft denken — ich kann mir vorstellen, mit welchem Tone sie: „Schlechter Officier! Unkraut muß ausgerottet werden" — ausgerufen hat. Nur am Schlusse des Briefes hatte sich ein aufrichtiger Schrei dem Herzen Tegleffs entrungen: „Ach! .... Hoheit," so schloß der Brief — „ich war eine Waise — Niemand war da, um mich in meiner Jugend zu lieben — Alle stießen mich von sich — das einzige Herz aber, das sich mir hingegeben — das habe ich selbst gebrochen!"

In der Manteltasche fand Semen Tegleffs Notizbuch, von dem er sich nie trennte. Doch beinahe alle Blätter waren ausgerissen, nur eines war geblieben, auf dem folgende Berechnung stand:

Napoleon, geb. den 15. Aug. 1769.	Ilia Tegleff, geb. den 7. Jan. 1811.
1769	1811
15	7
8 (Aug. d. 8. Mon.)	1 (Jan. d. 1. Mon.)
Im Ganzen 1792	Im Ganzen 1819
1	1
7	8
9	1
2	9
Im Ganzen 19!	Im Ganzen 19!
Napoleon starb den 5. Mai 1825.	Ilia Tegleff gest. d. 21. Juli 1834.
1825	1834
5	21
5 (Mai d. 5. Mon.)	7 (Juli d. 7. Mon.)
1825	1862
1	1
8	8
3	6
5	2
Im Ganzen 17!	Im Ganzen 17!

Der Arme! Der fatale Irrthum in Betreff des Todesjahres seines großen Vorbildes war allerdings des Fatalisten Schuld, und Annahmen solcher Art hatten ihn vielleicht bestimmt, gerade in der Artillerie Carriere machen zu wollen. —

Als Selbstmörder begrub man ihn außerhalb des Kirchhofes — und Niemand dachte mehr an ihn. —

XVIII.

Am Tage nach dem Begräbnisse Tegleffs — ich war, um meinen Bruder zu erwarten, noch in dem Dorfe zurückgeblieben — kam Semen in die Stube und meldete, daß Ilia mich sprechen wolle —

„Welcher Ilia?“ fragte ich.

„Unser Hausirer.“

Ich ließ ihn kommen.

Er erschien. Er beklagte ein wenig den Herrn Seconde-Lieutenant, wunderte sich, daß diesem so etwas zugestoßen sei ....

„Ist er Dir etwas schuldig geblieben?“

„Nein! was der Herr von mir kaufte, zahlte er sofort in vollster Richtigkeit. Etwas Anderes führt mich her ...“ Hier bemühte sich der Hausirer, sich eine Haltung zu geben .... „Bei Ihnen ist ein mir gehöriger Gegenstand ...“

„Welcher Gegenstand?“

„Da ist er ja.“ Er zeigte auf den geschnitzten Kamm, der auf dem Toilette-Tische lag. „Es ist ein Gegenstand von geringem Werth,“ fuhr der Schwätzer fort ... „doch da ich ihn als Geschenk empfangen ...“

Rasch richtete ich den Kopf in die Höhe. Es ging mir ein Licht auf.

„Dein Name ist Ilia?“

„Zu dienen!“

„Habe ich Dich denn etwa ... neulich ... unter der Weide ...“

Der Hausirer blinzelte mit dem einen Auge, und bemühte sich, noch schöner auszusehen.

„Ich war es ...“

„Und Dich hat man gerufen?“

„Mich!“ wiederholte der Hausirer mit schalkhafter Bescheidenheit ... „'s ist eine Jungfer,“ fuhr er mit seiner Fistelstimme fort, „welche, da sie seitens der Eltern sehr strenge gehalten wird ....“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach ich ihn, gab ihm den Kamm und hieß ihn gehen.

„Das war also der Ilia ...“ dachte ich und vertiefte mich in philosophische Grübeleien, die ich

übrigens nicht auftischen will, da ich nicht die Absicht habe, irgend Jemand zu verhindern, an das Schicksal, Vorbestimmung und anderes Fatalistische zu glauben.

Nach Petersburg zurückgekehrt, sammelte ich Erkundigungen über Marie; ich fand selbst den Doctor auf, der sie behandelt hatte. Zu meinem Erstaunen hörte ich von diesem, daß Marie nicht an Gift, sondern an der Cholera gestorben sei! Ich theilte ihm mit, was mir Tegleff gesagt hatte.

„Hm! hm!“ rief der Doctor, „dieser Tegleff ist ein Artillerie-Officier, von mittlerem Wuchs, gebeugt ...“

„Ja!“

„Dann ist es mir klar. Dieser Herr kam zu mir — ich sah ihn zum ersten Male; er bestand darauf, daß jenes Mädchen sich vergiftet habe. Cholera, sage ich; — Gift, sagt er. — Aber Cholera — sage ich. — Aber Gift, sagt er. Ich sehe, der Mensch ist wie ein Verrückter, hat einen breiten Hinterschädel — also starrsinnig — belästigt mich fortwährend ... Einerlei, dachte ich, die Person ist ja gestorben .... Nun, meinetwegen, sage ich, sie hat sich vergiftet, wenn Ihnen das angenehm ist. Er dankte mir, drückte mir noch die Hand — und verschwand.“

Ich erzählte dem Doctor, wie dieser Officier noch an demselben Tage sich erschossen habe.

Der Doctor zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern — und bemerkte nur, daß es verschiedene Käuze auf der Welt gebe.

„Allerdings,“ bestätigte ich.

Ja, wahr hat Jemand von den Selbstmördern gesagt, daß, so lange sie ihr Vorhaben nicht ausführen, Niemand daran glaube — und wenn es ausgeführt sei — Niemand sie bemitleide!

Der Oberst.

I.

Kennst du, Leser, jene kleinen Gutshöfe, an denen vor etwa fünf und zwanzig Jahren unsere Ukraina so reich war? Nur wenige von ihnen haben sich bis heute erhalten — und in zehn Jahren werden vielleicht auch die letzten spurlos verschwunden sein. — Ein durchfließender See, mit Schilf und Wasserpflanzen bewachsen, das Asyl unruhiger Enten, unter ihnen manchmal die wachsame Krickente, hinter dem See ein Garten mit Linden-Alleen, diesem Schmucke und dieser Ehre unserer Bodenflächen, mit verwilderten Beeten „spanischer" Erdbeeren, mit diesem Dickicht von Stachel-, Johannes- und Himbeeren, aus dessen Mitte zur Zeit der drückenden Mittagsschwüle das bunte Tuch einer Dorfmagd hervorschimmert, welche ihre scharfe Stimme hören läßt; nicht weit davon steht ein Kornspeicher auf leichtem Unterbau, eine kleine Orangerie, ein verwahrloster Küchengarten mit einem Schwarm Sperlinge auf den Stöcken, und der eingeschlummerten Katze beim verfallenen Brunnen; weiterhin buschige Apfelbäume, die sich über dem unten grünen, oben vergilbten Grase erheben, schwächliche Kirschbäume, Birnbäume, an denen nie Früchte zu sehen sind, dann

Blumenbeete, Mohn, Päonien, Stiefmütterchen, Marienschuh; Gesträuch von Geisblatt, wildem Jasmin-Flieder und Acacien, mit dem unaufhörlichen Summen der Bienen und Hummeln in den dichten, wohlriechenden und klebrigen Blättern; endlich das Gutshaus, einstöckig, nur das Fundament aus Backstein, mit grünlichen Fensterscheiben in schwachen Rahmen; mit einem Balcon, aus dem die plumpen Geländerstäbe herausgefallen, oben mit einem zur Seite geneigten Halbgeschoß, unten mit dem stummen Hunde in der Grube unter dem Balcon; hinter dem Hause ein breiter Hofraum, in den Winkeln mit Disteln, Beifuß und Kletten bewachsen, mit Dienstgebäuden, deren sämmtliche Thüren weit offen stehen, mit Tauben und Dohlen auf den lückenhaften Strohdächern, ein Eiskeller mit verrosteter Windfahne, zwei oder drei Birken mit Nestern der Saatkrähe oben auf den trockenen Aesten — und dann kömmt der Weg mit kleinen Häufchen weißen Staubes in den Wagenfurchen — und das Feld und die langen Zäune der Hanfäcker und die grau aussehenden Hütten des Dorfes — und das Geschrei der Gänse auf den entfernten, berieselten Wiesen — . . . Leser, ist Dir dies Alles bekannt? Im Hause selbst hat sich Alles ein wenig verbogen, ist Alles ein wenig wackelig geworden — doch geht es noch! Es steht fest und hält warm! Oefen, wie Elephanten, Möbel, zu Hause gefertigt in jedem Geschmack; ausgetretene, abgeblaßte Gangspuren laufen von der Thüre über die gefärbte Diele hin; im Vorzimmer Zeisige und Lerchen in kleinen Käfigen — in der Ecke des Eßzimmers

eine ungeheure englische Uhr in Form eines Thurmes, mit der Aufschrift: „Strike — silent!“ Im Empfangszimmer die Bilder der Besitzer in Oel gemalt mit dem Ausdruck mürrischen Erstaunens auf den ziegelfarbigen Gesichtern — manchmal auch ein altes, verbogenes Bild, Blumen und Früchte oder einen mythologischen Gegenstand darstellend; überall riecht es nach Kwas*), nach Aepfeln, Provençe-Oel, Leder; Fliegen summen und brummen unter der Decke und an den Fenstern; ein tapferer Schwabe spielt zuweilen mit seinen Fühlhörnern am Spiegelrahmen... Das schadet nicht! Man kann da leben..... und gar nicht übel kann man da leben!

II.

Solch' einen Gutshof hatte ich nun vor dreißig Jahren besucht — Dinge längst verflossener Tage — wie Sie sehen. Das kleine Besitzthum, zu dem ein solcher Gutshof gehörte, war Eigenthum meines Universitäts-Freundes und ihm erst unlängst nach dem Tode eines Onkels im dritten Grade zugefallen; er selbst wohnte nie dort.... Nicht weit davon befanden sich große Steppen-Moräste, in denen zur Zeit des Sommerfluges große Massen von Schnepfen sich aufhielten; mein Freund und ich, wir waren leidenschaftliche Jäger — und deshalb waren wir übereingekommen — er von Moskau aus, ich von meinem Landgute — zum Petritage in seinem Gutshäuschen

*) Eine Art Dünn- oder Weißbier.

zusammenzutreffen. Mein Freund wurde indessen in Moskau aufgehalten und verspätete sich um zwei Tage; ohne ihn wollte ich aber die Jagd nicht beginnen.

Mich hatte Narkiß Semenoff, ein alter Diener, der von meinem Kommen unterrichtet war, empfangen; mein Freund nannte ihn scherzend „Markiß“. Er hatte etwas Selbstvertrauendes, sogar etwas Verfeinertes an sich und hielt sich nicht ohne Würde; er blickte auf uns junge Leute von oben herab — doch zeigte er auch den übrigen Besitzern keine besondere Verehrung; seines verstorbenen Herrn erwähnte er nachlässig, seines Gleichen aber — verachtete er einfach. Er konnte lesen und schreiben, drückte sich richtig und verständlich aus. In die Kirche ging er nur selten, so daß man ihn für einen Schismatiker hielt. Seine Gestalt war lang und hager, sein ebenfalls längliches Gesicht wohlgefällig; er hatte eine spitze Nase und überhängende Augenbrauen, die er bald zusammen — bald in die Höhe zog; er trug einen reinlichen, weiten, schwarzen Rock und Stiefel bis zu den Knieen, deren Schäfte herzförmig ausgeschnitten waren.

III.

Am Tage meiner Ankunft selbst blieb Narkiß, nachdem er mir ein Frühstück aufgetragen und wieder abgedeckt hatte, an der Thüre stehen, sah mich scharf an und sagte, nachdem er seine Augenbrauen in Bewegung gesetzt:

„Was werden Sie, gnädiger Herr, beginnen?“

„Ich weiß es wirklich nicht. Hätte Nikolaj

Petrowitsch (so hieß mein Freund) Wort gehalten und wäre gekommen, so könnten wir zusammen auf die Jagd gehen."

„Sie haben also, gnädiger Herr, erwartet, daß er zu der versprochenen Stunde auch kommen würde?"

„Freilich habe ich's erwartet."

„Hm!" Narkiß sah mich wiederum an — und schüttelte wie mitleidig den Kopf. — „Wenn Sie sich mit Lesen die Zeit vertreiben wollen," fuhr er fort, „so hat der verstorbene Herr Bücher hinterlassen, wenn Sie wünschen, bringe ich sie — doch werden Sie dieselben schwerlich lesen wollen, wenn ich mich nicht sehr irre."

„Weßhalb denn?"

„Es sind dumme Bücher — nicht für die jetzigen Herren geschrieben!"

„Hast Du sie gelesen?"

„Hätte ich sie nicht gelesen, so könnte ich darüber nicht sprechen; ein Traumbuch zum Beispiel — was ist das für ein Buch? Es sind allerdings noch andere da ... doch auch diese werden Sie nicht lesen wollen."

„Warum nicht?"

„Sie handeln über Gottesgelahrtheit."

Ich schwieg. — Narkiß ebenfalls.

„Namentlich darüber bin ich ärgerlich," fing ich an, „daß ich bei solchem Wetter zu Hause sitzen muß."

„Gehen Sie in den Garten spazieren, oder nach dem Wäldchen, es liegt gerade hinter der Tenne. Angeln Sie gerne?"

„Giebt es denn hier Fische?"

„Ja wohl, im See. Man findet da Schmerlen, Gründlinge, Barsche. Allerdings ist jetzt die rechte Zeit vorüber, wir haben ja bald Juli — doch versuchen kann man es immer noch. Soll ich Ihnen eine Angel zurecht machen?“

„Sei so gut“

„Ich will Ihnen einen Jungen mitgeben, die Würmer aufzustecken. Oder soll ich lieber selbst mitgehen?“ — Narkiß zweifelte augenscheinlich, daß ich allein fertig werden könnte.

„Komme mit, bitte, wir wollen zusammen gehen.“

Narkiß lächelte, schweigend mit dem ganzen Munde, zog dann die Augenbrauen zusammen und verließ das Zimmer.

IV.

Eine halbe Stunde darauf gingen wir angeln. Narkiß hatte eine sonderbare Mütze mit Ohrenklappen aufgesetzt — das machte ihn noch würdevoller. Er ging voran, mit gleichmäßigem, ruhigem Schritte; auf seiner Schulter wiegten sich zwei Angelruthen im Gleichgewicht; ein baarfüßiger Junge trug ihm eine Wasserkanne und einen Topf mit Würmern nach.

„Hier am Wehr, beim Fluß, ist eine Bank zur größeren Bequemlichkeit aufgestellt,“ fing Narkiß mir zu erklären an, blickte vor sich und rief aus: „Ehe? Unsere Schwachsinnigen sind schon wieder hier! Die kommen mir zu häufig!“

Ich erhob den Kopf und sah auf der Bank bei dem Wehr, auf der Bank, von der er eben gesprochen,

zwei Menschen sitzen, deren Rücken uns zugekehrt waren, sie angelten ganz gemächlich.

„Wer sind die?" fragte ich.

„Nachbarn," antwortete Narkiß unzufrieden. „Zu Hause haben sie nichts zu essen, da kommen sie auf Besuch zu uns."

„Und erlaubt man ihnen zu angeln?"

„Der frühere Herr erlaubte es — . . . ob Nicolai Petrowitsch es ebenfalls gestatten wird, weiß ich nicht. Der Lange da — ein weggejagter Küster — ist ein ganz nichtiger Mensch; — der Andere, der Dicke, ist ein Oberst."

„Wie, Oberst?" Wiederholte ich erstaunt. Die Kleidung dieses Obersten war wohl noch schlechter als die des Küsters.

„Ja, wie ich es Ihnen sage, ein Oberst. Früher im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, hat man ihm jetzt aus Gnade ein Plätzchen angewiesen — da lebt er auch von dem, was der liebe Herrgott ihm sendet. Doch was soll man thun? Sie haben den besten Platz sich ausgesucht . . . . man wird diese lieben Gäste verscheuchen müssen."

„Nein, Narkiß; bitte beunruhige sie nicht. Wir wollen nns hier beiseite niedersetzen; sie werden uns nicht stören. Ich möchte mit dem Obersten bekannt werden!"

„Wie Sie es wünschen — was aber die Bekanntschaft betrifft, so hoffen Sie nicht, gnädiger Herr, daß Sie davon viel Vergnügen haben werden; er ist sehr schwer von Begriffen geworden, stumpf im Gespräch

wie ein kleines Kind. Es ist auch nicht anders möglich, er hat ja seine achtzig Jahre hinter sich."

„Wie heißt er?"

„Wassilij Thomitsch. Sein Familienname ist Gusskoff."

„Und der Küster?"

„Der Küster? Der hat den Spitznamen: Gurke, so nennen ihn hier auch Alle, wie aber sein eigentlicher Name lautet, weiß der liebe Gott allein. Ein leerer Mensch! Ein Schmarotzer!"

„Sie leben zusammen?"

„Nein, nicht zusammen — doch hat sie der Teufel wohl, wie man so sagt, mit einem Strick zusammen gebunden!"

V.

Wir kamen zum Floß. Der Oberst richtete die Augen auf uns, und ließ sie dann sofort wieder auf das Schwimmholz fallen. Gurke aber sprang auf, zog seine Angel aus dem Wasser, nahm seine abgetragene Mütze ab, fuhr mit zitternder Hand über die harten, gelben Haare, verbeugte sich tief und lachte mit gebrochener Stimme. Sein aufgeschwollenes Gesicht verkündete ihn als argen Säufer; die zusammengekniffenen, klein gewordenen Augen blinzelten demüthig. Er stieß seinen Nachbar in die Seite, als ob er ihm andeuten wollte, daß man weggehen müsse..... Der Oberst bewegte sich auf der Bank.

„Bleiben Sie sitzen, beunruhigen Sie sich nicht," rief ich schnell. „Sie stören uns nicht im Geringsten.

Wir werden uns daneben setzen. Bleiben Sie ruhig sitzen!"

Gurke zuckte, seinen durchlöcherten, langen Kittel zusammenschlagend, mit den Achseln, mit den Lippen, mit dem kleinen Barte; unsere Gegenwart war ihm sichtlich unbequem — er wäre gern davon gelaufen — doch der Oberst hatte sich bereits wieder in die Beobachtung seines Schwimmholzes vertieft. Der „Schmarotzer" hustete ein paar Male, setzte sich auf das äußerste Ende der Bank, legte seine Mütze auf die Knie und warf, die nackten Füße unter der Bank verbergend, bescheiden seine Angel aus.

„Beißen sie an?" fragte mit Würde Narkiß, langsam die Schnur vom Stocke wickelnd.

„Wohl an sechs Gründlinge haben wir erwischt," antwortete Gurke mit klangloser und heiserer Stimme „und der Herr hier hat einen anständigen Barsch geangelt!"

„Ja, einen Barsch," wiederholte meckernd der Oberst.

VI.

Ich fing aufmerksam nicht ihn, sondern sein umgekehrtes Bild im Wasser zu betrachten an. Es erschien mir klar wie im Spiegel, nur etwas dunkler, wie mit Silber überzogen. Der breite See wehte uns Frische zu, Frische kam auch vom feuchten, abschüssigen Ufer und sie war um so angenehmer, als von dort oben her, über uns, vom goldenen, dunklen Himmelsblau, von den Gipfeln der Bäume, die Schwüle wie eine schwere Last auf uns drückte. Beim Flosse bewegte sich

das Wasser nicht. Im Schatten, der von den üppigen Büschen am Ufer auf dasselbe fiel, glänzten wie kleine, blanke Knöpfchen die Wasserspinnen, ihre ewigen Kreise beschreibend; nur selten zogen sich um die Kiele der Angeln kaum zu bemerkende Wasserringe, wenn die Fische an den Haken spielten. Sie bissen sehr schlecht an — während zwei voller Stunden zogen wir nur zwei Gründlinge und eine Schmerle heraus. Ich könnte nicht sagen, warum der Oberst meine Neugierde so anstachelte. Sein Rang konnte auf mich keinen Eindruck machen; ruinirte Adelige gehörten selbst zu jener Zeit nicht mehr zu den Seltenheiten — und auch selbst sein Aeußeres bot nichts Außergewöhnliches dar. Unter der warmen Mütze, die den ganzen oberen Theil seines Kopfes bedeckte, erblickte man ein rothes, glatt rasirtes, rundes Gesicht, mit kleiner Nase, kleinen Lippen und eben solchen hellgrauen Augen. Einfalt, Seelenschwäche und einen alten, hilflosen Gram drückte dieses demüthige, kindliche Gesicht aus. In den weichen, weißen, kleinen Händen mit kurzen Fingern lag ebenfalls etwas Hilfloses, Unvermögendes.... Ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie dieser schwachsinnige Greis je ein Mann von militärischem Schlage habe sein können, wie er befehlen, anordnen konnte — und namentlich in jener strengen Zeit Katharinas! Ich blickte ihn an: bald blies er seine Backen auf und pustete still, wie ein Kind, bald drückte er seine Augen mit schmerzhafter Anstrengung zusammen, wie alle alterschwachen Leute. Einmal öffnete er die Augen weit und richtete sie in die Höhe... sie glotzten mich aus der Wassertiefe an...

und eigenthümlich rührend und selbst vielsagend kam mir dieser gramvolle Blick vor.

VII.

Ich versuchte, mit dem Oberst ein Gespräch anzuknüpfen ... doch Narkiß hatte die Wahrheit gesagt: der arme Alte war wirklich schwach von Begriffen geworden. Er erkundigte sich nach meiner Familie, und nachdem er sie sich zweimal hatte nennen lassen, dachte er nach und sagte endlich:

„Ich glaube, wir hatten einen Richter hier, der so hieß — Gurke, hatten wir einen solchen Richter? — wie?“

„Ja, ja, lieber Herr Wassilij Thomitsch, Euer Hochwohlgeboren,“ antwortete Gurke, der ihn sonst wie ein Kind behandelte. „Es war wirklich hier ein solcher Richter. Reichen Sie mir Ihre Angel, das Würmchen ist da wahrscheinlich abgefressen .... Ja! — so ist es auch.“

„Mit der Familie Lomoff waren Sie nicht bekannt?“ fragte mich plötzlich und mit sichtlicher Anstrengung der Oberst.

„Was für eine Familie?“

„Lomoff! Theodor Iwanitsch, Ewstignej Iwanitsch, Alexej Iwanitsch der Jude, Theodulia, Iwanowna, die Räuberin und dann noch ...“

Der Oberst schwieg und sank zusammen.

„Diese Leute standen dem Herrn am nächsten,“ flüsterte, sich zu mir neigend, Narkiß mir zu — „durch sie, namentlich durch Alexej Iwanitsch, den er Jude

genannt, und durch die Schwester desselben, Agrafena Iwanowna, hat er sein ganzes Vermögen verloren."

„Was sprichst Du da von Agrafena Iwanowna!" rief plötzlich der Oberst, und sein Kopf erhob sich, seine weißen Augenbrauen zogen sich zusammen .... „Nimm Dich bei mir in Acht ... Und was ist das für eine Agrafena? Agrippina Iwanowna — so hieß sie."

„Schon gut, schon gut, lieber Herr", beschwichtigte Gurke.

„Weißt Du denn nicht, was der Dichter Melonoff von ihr gedichtet?" fuhr der Alte fort, in ein mir unbekanntes Pathos gerathend. „Nicht Hymens Leuchter brannten," fing er an, alle Voçale durch die Nase ziehend und die Silben „en" und „an" wie die gleichlautenden französischen Endungen aussprechend — und sonderbar genug klangen diese Worte aus seinem Munde: „nicht dessen Fackeln ..."

„So ist es nicht, aber:

Nicht der Vergänglichkeit eitler Götze,
Nicht Amaranthos, noch Porphyros,
Nur Ein's ergötzet sie ....

„Das ist von uns gesagt — hörst Du!"

Nur Ein's ergötzet sie beständig,
So minniglich und so lebendig:
Die gegenseit'ge Gluth im leichten Blut.

„Und Du sagst Agrafena?"

Narkiß lächelte, halb verächtlich, halb gleichgiltig.

„Ach! Du Sonderling", flüsterte er vor sich hin.

Doch der Oberst war schon wieder zusammengesunken, die Angel entglitt seinen Händen und fiel in's Wasser.

VIII.

„Betrachte ich es genauer, so steht es mit unseren Angeln schlimm," sprach der Küster, „die Fische wollen gar nicht mehr anbeißen. Es ist auch schon zu heiß geworden, und meinen Herrn hat Melancholie befallen. Wir wollen nach Hause gehen, das wird besser sein." Er zog behutsam ein Fläschchen von Blech aus der Tasche, nahm den hölzernen Stöpsel heraus, schüttelte sich Schnupftabak auf die Finger und führte dieselben mit einer Bewegung an beiden Nasenlöchern vorüber .... „das ist ein Tabak," stöhnte er, zu sich kommend, „der greift durch wie der Gram! Nun, lieber Wassilij Thomitsch, belieben Sie aufzustehen, es ist Zeit!" ...

Der Oberst stand von der Bank auf.

„Wohnen Sie weit von hier?" fragte ich Gurke.

„Weit ist es nicht — kaum eine Werst."

„Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten," wandte ich mich zum Oberst — ich wollte ihn nicht so schnell verlassen.

Er sah mich an — und nachdem er mit jenem besonderen, wichtig thuenden, höflichen, ein wenig gezierten Lächeln, welches, ich weiß nicht, ob auch Andere, aber mich stets an Puder, französische Röcke und Straßknöpfe, kurz an das achtzehnte Jahrhundert erinnert — angelächelt, sagte er mit altmodischen Unterbrechungen; daß es ihm sehr ... angenehm ... sein ... würde und sank dann abermals in sich zusammen. Der Cavalier aus Katharinas Zeiten erschien

in ihm für einen Augenblick — und verschwand dann wieder.

Narkiß wunderte sich über mein Vorhaben, doch ich achtete nicht auf das mißfällige Wackeln seiner Mütze und ging mit dem Oberst, den Gurke unterstützte, aus dem Garten. Der Alte bewegte sich ziemlich schnell, wie auf Stelzen.

IX.

Wir gingen auf einem kaum eingetretenen Pfade durch ein grasreiches Thal, mitten durch ein Birkenwäldchen.

Die Sonne brannte, die Goldamseln schrieen in dem grünen Dickicht, die Wachtelkönige schnarrten beim Pfade selbst, blaue Schmetterlinge flogen haufenweise über die weißen und rothen Blumen des niedrigen Klees — die Bienen verbargen sich, wie schläfrig und summten träge in dem unbeweglichen Grase. Gurke rüttelte sich, er schien aufzuleben; er hatte Angst vor Narkiß — er lebte ja vor dessen Augen — ich aber war ihm fremd, eben angekommen — mit mir wurde er bald vertraut ... „Ja," fing er an, „unser Herr ist allerdings an's Fasten gewöhnt! aber von einem Barsch wird man doch nicht satt. Vielleicht werden Sie, Euer Wohlgeboren, etwas opfern wollen? Hier in der Schänke, gleich um die Ecke des Wäldchens gibt es ganz ausgezeichnete Semmeln. Auch ich, der ich unter meiner Sündenlast erliege, würde gern, wenn Euer Gnaden es erlaubt, ein Gläschen Schnaps auf Ihre Gesundheit, Ihr langes Leben und Wohlergehen

genießen!" Ich gab ihm einen Viertel-Rubel und hatte kaum Zeit, die Hand, welche er küssen wollte, zurückzuziehen. Er hatte erfahren, daß ich ein leidenschaftlicher Jäger sei, und erzählte mir, daß er einen Freund habe, einen Officier, der eine schwedische Mindindenherr-Flinte habe, mit kupfernem Laufe — eine Kanone sei nichts dagegen — wenn man schießt, so falle man in Ohnmacht; er habe sie von den Franzosen bekommen — und einen Hund — reines Wunder der Natur! daß auch er stets große Leidenschaft für die Jagd gehabt und der Pfarrer sie ihm gestatte — selbst Rebhühner mit ihm gefangen hätte — doch der Oberpfarrer, der sei ein Tyrann gewesen, wollte es nicht dulden, „was aber Narkiß Semenitsch betrifft," sagte er in singenden Tone, „so bin ich zwar nach dessen Meinung ein ganz werthloser Mensch für diese Welt, doch ich will mir zu bemerken erlauben, daß er sich die Augenbrauen wie eine Eule wachsen läßt und deshalb alle Weisheit gefressen zu haben glaubt." Unterdessen waren wir zur Schänke gekommen — einer alten baufälligen Hütte ohne Vorgarten und Hintergebäude; ein abgemagerter Hund lag in einem Loche vor dem Fenster, vor ihm wühlte ein Hahn im Staube.

Gurke setzte den Oberst auf eine an der Thür stehende Bank und verschwand dann augenblicklich im Innern der Hütte. Während er Semmeln kaufte und sich mit einem Gläschen Schnaps gütlich that, wandte ich meine Augen nicht von dem Obersten ab, welcher mir, Gott weiß warum, wie ein Räthsel vorkam. „In

dem Leben diesen Menschen“, dachte ich mir, „ist ganz sichtlich etwas Außerordentliches vorgefallen!“ Er aber schien mich gar nicht zu bemerken, saß gebückt auf der Bank und spielte mit einigen Nelken, die er sich im Garten meines Freundes gepflückt hatte. Endlich erschien Gurke mit einem Bündel Semmeln in der Hand, er war ganz roth und schwitzte stark, sein Gesicht zeigte den Ausdruck einer freudigen Verwunderung, als ob er eben etwas Angenehmes und Unerwartetes gesehen hätte, er bot dann dem Oberst die Semmeln an, der sie kostete; wir gingen weiter.

X.

In Folge des Schnapsgenußes war Gurke, wie man sagt, etwas angerissen, er fing den Oberst, welcher wie auf Stelzen hin und her wankend, immer weiter eilte, zu trösten an. „Warum sind Sie, lieber Herr, so traurig, warum lassen Sie den Kopf hängen? Wenn Sie erlauben, so singe ich Ihnen ein Liedchen — das größte Vergnügen werden Sie davon haben.“ — „Glauben Sie mir“, so wandte er sich an mich, „unser Herr ist sehr lustig, und wie lustig! Gestern sehe ich eine Frau auf dem Flosse stehen und Wäsche spülen — es war eine sehr dicke Frau — er aber steht hinter ihr nnd lacht sich in's Fäustchen! bei Gott! erlauben Sie, Sie werden es sofort sehen; kennen Sie das Lied vom Hasen? Blicken Sie mich nicht so an, weil ich so unbedeutend aussehe — wir haben hier in unserer Stadt eine Zigeunerin — eine schreckliche Fratze — doch wenn sie singt: „Leg' dich

hin und stirb!“ Er öffnete weit seine feuchten rothen Lippen und fing zu singen an, den Kopf auf die Seite neigend, die Augen schließend, und seinen Bart raufend:

Liegt ein Häschen in dem Busch —
Kommen Jäger! Husch, husch, husch!
Kaum Zeit zu athmen nimmt es sich,
Horcht auf und denkt: Ganz sicherlich
Bin ich des Todes Beute!

Was hab' ich, guter Jägersmann,
Für Leides denn Dir angethan?
Zwar hab' ich von dem Kohlenstrauch,
Gemaust, gespeist ein wenig auch,
Doch nicht in Eurem Garten!

Doch plötzlich springt das Häschen auf!
Eilt nach dem Wald in schnellem Lauf —
Von hinten, guter Jägersmann,
Sieh Dir nun blos mein Schwänzchen an —
Noch bin ich gar nicht Euer!

Gurke sang nicht mehr, er schrie:

Die Jäger seh'n den ganzen Tag,
Des klugen Häschen's Spuren nach —
Sprechen Vieles hin und her,
Aergern sich und zanken sehr:
Weit ab sind wir vom Ziele,
Genarrt hat uns der Schiele!

Die beiden ersten Verse jedes Couplets sang Gurke mit gedehnter Stimme, die andern drei dagegen sehr schnell, wobei er sehr zierlich hüpfte und die Beine spreizte.

Nach jeder Strophe sprang er in die Höhe und schlug mit den Hacken der Füße hinten an die Oberschenkel.

Als er aus vollem Halse: „Genarrt hat uns der Schiele“ ausgerufen, schoß er Kobold. Seine Erwartungen erfüllten sich, der Oberst brach plötzlich in ein dünnes, weinerliches Lachen aus, und zwar dermaßen, daß er nicht weiter gehen konnte und sich ein wenig niederließ und mit den kraftlosen Händen leicht auf seine Knie schlug. Ich betrachtete sein purpurroth gewordenes, krankhaft verzogenes Gesicht — er that mir ungemein Leid — gerade in diesem Augenblick. Durch den Erfolg ermuthigt, begann Gurke den Kosakentanz mit solchem Eifer, daß er bald mit der Nase im Staube lag ... Der Oberst hörte plötzlich zu lachen auf und holperte weiter.

XI.

Wir waren wieder eine Viertel-Werst gegangen. Es zeigte sich ein kleines Dorf am Rande eines Thales, ein wenig seitwärts erblickte man ein kleines Häuschen, mit halb verwehtem Strohdache und einem einzigen Schornsteine, in dem einen der beiden Zimmer dieses Häuschens wohnte der Oberst. Die Besitzerin des Gutes, die Staatsräthin Lomoff, eine ständige Bewohnerin Petersburgs, hatte — wie ich erst später erfuhr — dies Plätzchen dem Oberst eingeräumt. Sie ließ ihm eine monatliche Pension auszahlen und gab ihm als Dienerin eine im Dorfe wohnende Idiotin, welche die menschliche Rede zwar schwer verstand, doch nach der Meinung der Räthin sowohl die Diele fegen, als eine Suppe kochen konnte. An der Schwelle des Hauses wandte sich der Oberst wieder zu mir, mit seinem Lächeln aus Katharinas

Zeit: „Haben Sie die Güte, in meine Gemächer einzutreten.“ Wir gingen in dieses Gemach. Alles war darin äußerst schmutzig und armselig, so schmutzig und armselig, daß der Oberst, welcher wahrscheinlich aus meinem Gesichtsausdrucke den Eindruck, welchen seine Wohnung auf mich machte, errieth, mit den Achseln zuckte, die Augen zusammenkniff und „se . . ne . . pa . . veil . . de . . perdri . .“ sagte. Was er eigentlich damit sagen wollte, blieb mir dunkel . . . als ich ihn französisch anredete, erhielt ich keine Antwort in dieser Sprache. Zwei Gegenstände in seiner Wohnung lenkten sofort meine Aufmerksamkeit auf sich, erstens ein großes St. Georgs-Kreuz für Officiere, in schwarzem Rahmen, unter Glas, und der mit altmodischer Hand geschriebenen Aufschrift: „Erhalten von dem Obersten des Tschernigoff'schen Derselben Regimentes, Wassilij Guskoff, für den Sturm auf Praga im Jahre 1784“, und zweitens ein in Oel gemaltes Brustbild einer schönen, schwarzäugigen Frau mit länglichem, bräunlichen Gesichte, mit in die Höhe gekämmtem und gepuderten Haar, Schönheitspflästerchen an den Schläfen und am Kinn, in kurzer, ausgeschnittener Robe ronde, mit blauem Besatz, im Schnitte der achtziger Jahre. Das Porträt war schlecht gemalt, aber sicherlich getroffen. Es blickte den Beobachtenden nicht an, sondern wandte sich von ihm ab — und lächelte nicht; die gebogene schmale Nase, die regelmäßigen, dünnen Lippen, die beinahe gerade Linie der dichten, zusammengezogenen Augenbrauen zeugten von einem gebieterischen, stolzen, leicht aufbrausenden Charakter. Man bedurfte keiner

besonderen Anstrengung, um sich vorzustellen, wie dies Gesicht plötzlich bald in der Gluth der Leidenschaft, bald in Zorn sich habe entflammen können. Unter dem Porträt, auf einem kleinen Gestelle, stand ein halb verwelktes Bouquet einfacher Feldblumen in einem dicken Glase. Der Oberst kam an das Gestell heran, erneuerte das Bouquet, indem er die von ihm gepflückten Nelken in das Glas steckte; zu mir sich wendend und mit der Hand auf das Porträt zeigend, sagte er: „Agrippina Iwanowna Telegin, geborne Lomoff.“ Die Worte des Narkiß kamen mir in Erinnerung und ich betrachtete mit verdoppelter Aufmerksamkeit das ausdrucksvolle, nicht gutmüthige Gesicht der Frau, durch die der Oberst um sein ganzes Vermögen gekommen war.

„Sie haben, wie ich sehe, Herr Oberst, sich an dem Sturm auf Praga betheiligt,“ fing ich an, auf das St. Georgs-Kreuz zeigend, und haben das Glück gehabt, dies zu jener Zeit, und namentlich in der damaligen, so seltene Anerkennungszeichen zu erhalten? Sie erinnern sich also Suwarows?“ — „Des Alexander Wassiliewitsch?“ antwortete der Oberst nach kurzem Schweigen und als ob er seine Gedanken sammeln wollte, — „Ja, freilich, es war ein kleiner Greis und dabei so behende — man steht da, er aber ist bald hier, bald da.“ Der Oberst lachte. „In Warschau ist er auf einem Kosakenpferde eingeritten: er ist mit Brillanten über und über geschmückt und sagt den Polen: Ich habe keine Uhr, ich habe keine Uhr! Die aber schreien: Vivat! Vivat! Sonderbare Käuze! He, Gurke!“ fügte

er hinzu, die Stimme erhebend (der lustige Küster war nicht mit hereingekommen) „wo sind die Semmeln? Frage auch Grunka, ob wir keinen Kwas bekommen können?“

„Sofort, lieber Herr, sofort,“ antwortete Gurke. Er händigte dem Oberst die Semmeln ein, und aus dem Häuschen herausgehend, traf er ein zerzaustes, in Lumpen gehülltes Geschöpf — wahrscheinlich die Idiotin Grunka — und verlangte, so viel ich durch das verstaubte Fenster wahrnehmen konnte, Kwas von ihr, denn er führte einige Male die eine Hand, welcher er eine trichterartige Form gegeben, zum Munde und zeigte mit der anderen auf uns.

XII.

Ich versuchte wiederum mit dem Oberst ein Gespräch anzuknüpfen, doch er war sichtlich ermüdet, setzte sich ächzend auf die Bank und legte, nachdem er „ach! meine Knochen, meine Knochen!“ gestöhnt hatte, die Strumpfbänder ab. Ich wunderte mich damals ungemein, wie ein Mann Strumpfbänder tragen konnte und vergaß, daß es in früherer Zeit allgemein Mode war. Der Oberst gähnte anhaltend, ohne es zu verbergen und hörte nicht auf, seine ermüdeten Augen auf mich zu richten; die kleinen Kinder gähnen so. Der arme Oberst verstand, wie es schien, nicht einmal meine Fragen — und er war beim Sturm auf Praga?! Er — mit blankem Säbel, im Pulverdampf, im Staub, an der Spitze Suwarow'scher Soldaten, die durchschossene Fahne über seinem Kopfe, die grausam

verstümmelten Leichen unter seinen Füßen? .... Er, er?! War das nicht sonderbar? Doch es schien mir, als ob im Leben des Obersten noch sonderbarere Ereignisse stattgefunden haben mußten! Gurke brachte Kwas in einer eisernen Kanne — der Oberst trank gierig — seine Hände zitterten und Gurke hielt ihm die Kanne unter. Der Alte wischte gewissenhaft seinen zahnlosen Mund mit beiden Händen ab und starrte dann wieder auf mich, an den Lippen kauend und schnalzend. Ich begriff, was er wollte, verbeugte mich und ging hinaus. „Jetzt wird er schlafen," bemerkte Gurke, mit mir das Zimmer verlassend, „er ist heute sehr müde — ganz früh war er schon nach dem Grabe gegangen."

„Nach wessen Grabe?"

„Zum Grabe der Agrafena Iwanowna, zur Huldigung; sie ist hier auf unserem Pfarr-Kirchhofe begraben — wohl über fünf Werste ist es. Wassilij Thomitsch geht regelmäßig jede Woche zweimal hin. Er hat sie begraben und ihr auch das Denkmal setzen lassen, Alles auf seine Kosten!"

„Und wann ist sie gestorben?"

„Das mögen wohl schon über zwanzig Jahre sein."

„War sie etwa seine Freundin?"

„Das ganze Leben hat er ja mit ihr verlebt. Ich selbst allerdings kannte diese Dame nicht — doch sagt man, daß zwischen ihnen Sachen vorfielen .... aj, aj! Gnädiger Herr," fügte er rasch hinzu, als er sah, daß ich mich abwandte, „werden Sie sich nicht

bewogen fühlen, mir abermals zu einem Glase Wotka etwas zu schenken? Es ist Zeit, daß ich in meinen Stall unter die Pferdedecke krieche."

Ich wollte Gurke nicht weiter ausfragen, gab ihm zwanzig Kopeken und ging nach Hause.

XIII.

Zu Hause wandte ich mich an Narkiß, um Erkundigungen einzuziehen; wie zu erwarten war, zierte er sich ein wenig, that wichtig, äußerte seine Verwunderung, daß mich solche „Kleinigkeiten" interessiren können und erzählte schließlich, was er wußte. So erfuhr ich Folgendes:

Wassilij Thomitsch Guskoff lernte Agrafena Iwanowna Telegin in Moskau, bald nach der ersten Theilung Polens kennen, ihr Mann diente beim General-Gouverneur, Wassilij Thomitsch aber war auf Urlaub. Er verliebte sich in sie, doch verließ er nicht den Dienst; er hatte weder Frau noch Verwandte, war etwa ein Vierziger und besaß ein ansehnliches Vermögen. Der Mann der Frau Telegin starb bald darauf. Sie blieb kinderlos, in Armuth und in Schulden .... Er erfuhr ihre Lage, verließ den Dienst (er erhielt beim Abschied den Oberstrang) und suchte seine liebe Witwe auf, die erst fünfundzwanzig Jahre alt war, bezahlte ihre Schulden, kaufte ihre Güter los .... seit der Zeit verließ er sie nicht mehr, schließlich lebte er bei ihr. Es scheint, daß auch sie ihn liebte, doch heiraten wollte sie ihn nicht. „Muthwillig war die Verstorbene," bemerkte hier Narkiß,

„die Freiheit,“ sagte sie, „ist für mich das Theuerste.“ Doch nutzte sie ihn nach jeder Richtung hin aus, und er schleppte, wie „eine Ameise“, sein ganzes Geld zu ihr. Der Muthwille von Agrafena Iwanowna erreichte manchmal eine ganz außerordentliche Höhe; sie hatte eben einen unbändigen Charakter und ging nicht vorsichtig genug mit ihren Händen um, einmal stieß sie ihren Laufburschen die Treppe hinunter, der brach sich zwei Rippen und ein Bein ......
Agrafena Iwanowna bekam Angst, ließ sofort den Laufburschen in ein Dachstübchen einschließen und verließ ihn nicht — auch gab sie Niemandem den Schlüssel zu seiner Kammer — bevor er den Geist aufgegeben hatte .... Der Laufbursche wurde heimlich begraben .... „und wäre das zu Katharinas Lebzeiten geschehen,“ fügte Narkiß sich zu mir neigend und flüsternd hinzu, „so wäre es vielleicht auch dabei geblieben — viel Aehnliches blieb damals im Verborgenen — doch,“ und hier richtete sich Narkiß auf und erhob die Stimme — „bestieg damals den Thron der gerechte Czar Alexander der „Gesegnete“ — und die Untersuchung begann. Es kam der Untersuchungsrichter, die Leiche wurde gefunden — man fand die Wunden — kurz, der Teufel war los. Und was denken Sie? Wassilij Thomitsch nahm Alles auf sich ....
„Ich habe Schuld, ich habe ihn gestoßen, ich ihn eingeschlossen.“ Natürlich fiel nun Alles über ihn her, die Richter, die Polizei — und ließen ihn nicht eher los, bis nicht der letzte Groschen aus seiner Tasche fort war — lassen ihn in Ruhe und packen ihn dann

wieder — bis zu den Franzosen, bis die Franzosen nach Rußland kamen, zerrten sie noch an ihm — erst dann ließen sie von ihm ab. Agrafena Iwanowna war allerdings schön heraus — er hat sie wirklich gerettet. Bis zu ihrem Tode hat er dann bei ihr gewohnt — und sie soll ihn geringschätzig behandelt haben, wie es ihr gerade einfiel; zu Fuße schickte sie ihn manchmal auf die Güter, um den Obrok von den Bauern einzufordern. Er soll sich auch ihretwegen mit einem englischen Lord, Yes-Yes hieß er wohl, auf Stoßdegen geschlagen haben — und der Engländer sah sich genöthigt, um Verzeihung zu bitten. Seit ihrem Tode aber ist er ganz verdreht und heruntergekommen. Jetzt kann man ihn allerdings kaum zu den Menschen rechnen!“

„Und wer ist Alexej Iwanitsch, der Jude, durch den er ruinirt wurde?“

„Das ist der Bruder der Agrafena. Ein habsüchtiger Mensch war er, eine echte Judenseele. Seiner Schwester lieh er Geld auf Wucherzinsen — und Wassilij Thomitsch sagte gut dafür, theuer genug kam ihm dies zu stehen.“

„Und Theodulia, die Räuberin, wer war das?“

„Ebenfalls eine Schwester — und auch geschickt! Mit allen Hunden gehetzt, wie man sagt — ein schlimmes Weib!“

XIV.

Also hier ist mir ein Werther erschienen! dachte ich, als ich am nächsten Tage mich wieder nach der

Wohnung des Obersten begab. Damals war ich sehr jung — und hielt wahrscheinlich deshalb es für meine Pflicht — nicht an die Beständigkeit der Liebe zu glauben. Doch war ich von der Erzählung, die ich gehört, betroffen und ein wenig stutzig geworden. Ich wollte durchaus den Alten lebendig machen und ihn zum Reden bewegen. „Erst will ich wieder Suwarows erwähnen," dachte ich mir, „es muß doch wenigstens ein Funke noch von dem früheren Feuer in ihm glimmen .... und dann, wenn er gesprächiger wird, lenke ich das Gespräch auf die .... wie heißt sie doch? .... Agrafena Iwanowna. Ein komischer Name für eine „Charlotte" — Agrafena!"

Ich traf Guskoff-Werther mitten in einem kleinen Küchengarten, ein paar Schritte vom Hause, neben einem alten, mit Nesseln überwachsenen Fundamente eines nie aufgeführten Hauses. Auf den verfaulten oberen Balken dieses Fundaments krochen gackernd, beständig heruntergleitend und mit den Flügeln schlagend, junge, schwächliche Truthühner. Auf zwei bis drei armseligen Beeten wuchs verschiedenes Gemüse. Der Oberst hatte eben eine junge Mohrrübe aus der Erde gezogen und fing, nachdem er dieselbe zur Reinigung durch den Arm gezogen, an ihrem dünnen Ende zu kauen an.

Er hatte mich offenbar nicht wieder erkannt, obgleich er meinen Gruß erwiderte, d. h. die Hand zur Mütze führte, wobei er nicht aufhörte, an der Mohrrübe zu kauen.

„Heute sind Sie ja nicht zum Angeln gekommen?"

fing ich an, in der Hoffnung, ihn durch diese Frage an meine Persönlichkeit erinnern zu können.

„Heute!“ wiederholte er und dachte nach .... die Mohrrübe aber, die in seinem Munde steckte wurde immer kleiner und kleiner. „Das ist ja Gurke, welcher angelt! .... Mir erlaubt man es ebenfalls.“

„Freilich, freilich, geehrter Wassilij Thomitsch... Ich sage es nicht deswegen .... Und es ist Ihnen nicht heiß — so in der Sonne?“ Der Oberst hatte einen dicken, wattirten Schlafrock an.

„Wie, heiß?“ wiederholte er wieder, als ob er im Unklaren sei und blickte, nachdem er die Mohrrübe glücklich verschluckt hatte, zum Himmel.

„Belieben Sie in meine Gemächer einzutreten,“ sagte er plötzlich. Dem armen Greise war augenblicklich nur diese eine Phrase zur Verfügung geblieben.

Wir gingen aus dem Küchengarten, doch hier blieb ich unwillkürlich stehen; zwischen uns und dem Häuschen stand ein großer Bulle, den Kopf zur Erde geneigt, die Augen boshaft umherwerfend, schnaubte er stark und schwer; den einen Vorderfuß krümmend, warf er mit dem breiten, gespaltenen Fuße den Staub in die Luft und peitschte mit dem Schwanz die Weichen, ging dann plötzlich rückwärts, schüttelte den zottigen Hals und brüllte, nicht laut, aber kläglich und grimmig. Ich bekam, um es zu gestehen, Angst, doch Wassilij Thomitsch schritt vorwärts und schwenkte, nachdem er dem Bullen gebieterisch „fort, du ungebildetes Thier!“ zugerufen, das Taschentuch. Der

Bulle ging noch mehr rückwärts, beugte noch tiefer die Hörner zur Erde, warf sich plötzlich zur Seite und lief davon, den Kopf bald nach links, bald nach rechts schüttelnd. „Er hat wirklich Praga gestürmt!" dachte ich.

Wir traten in's Zimmer, der Oberst zog die Mütze von den schweißbedeckten Haaren, gab ein „Ach" von sich, ließ sich auf den Stuhl nieder und sank zusammen.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, Wassilij Thomitsch," fing ich mein diplomatisches Gespräch an, „weil es für mich sehr interessant ist, einen Officier zu sprechen, der noch unter dem großen Suwarow gedient hat und überhaupt an so wichtigen Ereignissen theilgenommen, über die ich so gerne einige Einzelnheiten vernehmen möchte!"

Der Oberst starrte mich an — sein Gesicht wurde merkwürdig lebhaft — und ich erwartete bereits, wenn nicht eine Erzählung, doch ein zustimmendes, theilnahmsvolles Wort.

„Ich werde, mein Herr, wohl bald sterben!" rief er halblaut.

Diese Worte brachten mich außer Fassung,

„Wie? Wassilij Thomitsch!" rief ich endlich ... „weshalb glauben Sie das?"

Der Oberst bewegte plötzlich die Hände, bald nach oben, bald nach unten, gerade wie ein Kind.

„Deshalb, mein Herr ... Ich sehe ... vielleicht wissen Sie es, die selige Agrippina Iwanowna .... Gott öffne ihr sein Himmelreich... häufig im Schlafe ...

und kann sie nie erreichen ... ich jage ihr nach, doch sie zu erhaschen, gelingt mir nie. In der vorigen Nacht aber ... sehe ich ... sie steht vor mir ... mir halb zugewandt und lacht ... ich eile nun auf sie zu — und habe sie gefangen ... Und sie schien sich dann mir ganz zuzuwenden und sagte: Lieber Wassilij, jetzt hast Du mich gefangen!"

„Was schließen Sie denn daraus, Wassilij Thomitsch?"

„Das, lieber Herr, daß wir bald vereint sein werden. Und Gott sei Dank dafür, das will ich Ihnen gestehen — lobet den Herrn, den Gott Vater, Gott Sohn und heiligen Geist (der Oberst sang das) jetzt und in Ewigkeit. Amen!"

Der Oberst bekreuzte sich. — Weiter konnte ich von ihm Nichts herausbekommen, ich entfernte mich.

XV.

Am nächsten Tage kam mein Freund an. Ich erzählte ihm vom Oberst, von meinem Besuche bei diesem. ...

„Ach ja! Freilich! Ich kenne seine Geschichte," antwortete er, „ich bin auch mit der Staatsräthin Lomoff gut bekannt, der er das Obdach verdankt, das er hier gefunden. Warte — ich muß einen Brief von ihm an die Staatsräthin besitzen, in Folge dessen sie ihm dies Plätzchen anwies."

Mein Freund suchte in seinen Papieren nach, und fand endlich den Brief des Obersten. Da ist er, Wort für Wort, mit Ausnahme der orthographischen

Fehler. Der Oberst wußte eben nicht, wie auch alle Leute damaliger Zeit, mit unseren beiden e umzugehen — seine Fehler wiederzugeben, scheint unnöthig, trägt der Brief doch auch ohne sie den Stempel jener Zeit. —

„Gnädige Frau
Raißa Pawlowna!

„Nach dem Tode meiner Freundin, Ihrer Tante, hatte ich bereits das Glück, zwei Briefe an Sie zu richten, den ersten am ersten Juni, den zweiten am sechsten Juli des Jahres 1815; ihre Tante aber ist am sechsten Mai desselbigen Jahres gestorben. In diesen Briefen offenbarte ich Ihnen die Gefühle meiner Seele und meines Herzens, die niedergeschlagen waren durch die tödtlichste Beleidigung, und stellte Ihnen in wahrhaftiger Gestalt meine erbitterte und des Mitleides würdige Verzweiflung dar; beide Briefe sind mit der kaiserlichen Post recommandirt abgeschickt worden und deshalb darf nicht angezweifelt werden, daß dieselben von Ihnen erhalten und gelesen worden. Durch meine in denselben ausgesprochene Offenherzigkeit hoffte ich Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit auf mich zu lenken; doch blieben Ihre barmherzigen Gefühle fern von mir, dem Unglücklichen! Nach dem Tode meiner Freundin, Agrippina Iwanowna, in der peinlichsten und armseligsten Lage mich befindend, setzte ich nach ihren Worten meine ganze Hoffnung auf Ihre Gutherzigkeit. Ihre Tante, das Ende ihres Lebens herannahen fühlend, sprach zu mir die folgenden, gleichsam ihren letzten Willen offenbarenden und mir für immer erinnerlichen Worte: Mein Freund, ich war eine Schlange für

Dich — und die Ursache Deines ganzen Unglückes: ich fühle, wie viel Du mir geopfert hast — und dafür verlasse ich Dich in der unglückseligsten Lage; wende Dich aber nach meinem Tode an Frau Raißa Pawlowna — das heißt also zu Ihnen — und bitte, rufe Sie um Hilfe an! Sie hat ein fühlendes Herz und ich bin sicher, daß sie Dich, den Verwaisten, nicht verlassen wird. — Gnädige Frau, ich rufe zum Zeugen den Allerhöchsten Erschaffer der Welt an, daß dies ihre Worte sind, daß ich ihre Sprache führe; deshalb von Ihrer Tugend überzeugt, wandte ich mich zuvörderst an Sie mit meinen offenherzigen und aufrichtigen Briefen. Doch da ich nun nach langem Warten keine Antwort bekommen habe, konnte ich nicht umhin zu meinen, daß Ihr tugendhaftes Herz mich unbeachtet gelassen hat! Ein solches Nichtwohlwollen Ihrerseits stürzt mich in die größte Verzweiflung! An wen soll ich Unglücklicher mich wenden? Mein Verstand ging mir verloren! Mein Geist schweifte umher — endlich zu meinem gänzlichen Verderben wollte die Vorsehung mich noch schrecklicher heimsuchen und lenkte meine Gedanken ebenfalls auf eine bereits Verstorbene, ebenfalls Ihre Tante, auf Theodulia Iwanowna, die Schwester von Agrippina Iwanowna, von demselben Vater, derselben Mutter — doch nicht von demselben Gemüthe! In meiner Einbildung mir vorstellend, daß ich bereits über zwanzig Jahre Ihrem ganzen Lomoff'schen Hause ergeben war — und namentlich der Theodulia Iwanowna, welche Agrippina Iwanowna nicht anders, als mein „Herzchen“ und mich „den geehrten

Helfer unserer Familie" nannte — mir das Alles in der an Seufzern und Thränen reichen Ruhe schmerzlicher Schlaflosigkeit vorstellend, glaubte ich: so muß es also sein, und wandte mich mit meinen Briefen an Theodulia Iwanowna und erhielt von ihr die feste Versicherung, daß sie das letzte Stückchen Brot mit mir theilen wolle! Die von mir gebrachten Geschenke, über 500 Rubel Werth, wurden mit der größten Zufriedenheit von ihr angenommen und ebenso das Geld, das ich zu meinem Unterhalt hatte, beliebte Theodulia Iwanowna zur Verwahrung an sich zu nehmen; ich aber schlug es ihr zu Gefallen nicht ab. Wenn Sie mich aber fragen, woher ich ein solches Vertrauen in sie setzte, so habe ich, gnädige Frau, nur eine Antwort darauf: Sie war die Schwester von Agrippina Iwanowna und gehörte zu der Lomoff'schen Familie! Doch ach! und abermals ach! Das ganze Geld ging mir verloren — und die Hoffnung, die ich auf Theodulia Iwanowna setzte — die ja ihr letztes Stückchen Brot mit mir theilen wollte — erwies sich als Täuschung, als leerer Wahn! — Im Gegentheil, mit meinem Bischen Vermögen hat sich Theodulia Iwanowna noch gütlich gethan! Und zwar hatte ich das Vergnügen, ihr zu ihrem Namenstage, den fünften Februar, grünen französischen Stoff für 50 Rubel, die Elle zu 5 Rubel, zu überreichen — ich aber erhielt weißen Piqué zur Weste und ein Halstuch aus Gaze — die in meiner Gegenwart, und wie mir bekannt wurde, für mein Geld gekauft wurden — und das ist Alles, was ich von der Wohlthätigkeit der Theodulia Iwanowna

genossen habe! Das ist ihr letztes Stückchen Brot! Und ich könnte noch weitere, nichts weniger als wohlwollende Handlungen von Theodulia Iwanowna gegen mich in voller Wahrheit offenbaren — ebenso wie meine, alles Maß übersteigenden Ausgaben für sie, so unter Anderem für Confecte und Früchte, von denen Theodulia Iwanowna die größte Liebhaberin war — doch verschweige ich das Alles, damit Sie eine solche Aufklärung über eine Verstorbene nicht übel deuten — und außerdem habe ich, da Gott sie vor Sein Gericht gerufen — und Alles, was ich von ihr erduldet, in meinem Herzen begraben ist — bereits als Christ ihr schon lange verziehen und bete zu Gott, daß auch Er ihr verzeihe! Können Sie aber, gnädige Frau Raißa Pawlowna, mir übel anrechnen, daß ich ein treuer und wirklicher Freund Ihrer Familie war, und daß ich so sehr und unwiderstehlich Agrippina Iwanowna liebte, ihr mein Leben opferte, meine Ehre, mein Vermögen für sie hingab? daß ich in voller Abhängigkeit von ihr war und deshalb weder mit mir selbst, noch mit meinem Vermögen frei schalten konnte — sondern sie verfügte nach ihrem Willen sowohl über mich, als über mein Vermögen! Ihnen wird es ebenfalls bekannt sein, daß ich in Folge ihres Auftrittes mit einem Leibeigenen unschuldig die größten Beleidigungen erduldete — diesen Proceß habe ich nach ihrem Tode dem Senate, dem sechsten Departement übergeben — noch bis heute ist er nicht entschieden — und man hat mich darin als ihren Helfershelfer dargestellt, unter Curatel gesetzt und noch stehe ich unter Aufsicht des Criminalgerichtes!

Bei meinem Range, in meinen Jahren ist eine solche Schmach unerträglich! Und es bleibt mir nur übrig, mein Herz durch den Gedanken zu trösten, daß ich auch nach dem Tode von Agrippina Iwanowna für sie leide! — das offenbart wohl meine unwandelbare Liebe und unerschütterliche Dankbarkeit!

„In den bereits erwähnten Briefen an Sie brachte ich es zu Ihrer Kenntniß, wie in allen Einzelnheiten die Beerdigung von Agrippina Iwanowna vor sich ging — ebenso, wie die Leichenmesse abgehalten wurde. — Meine Freundschaft und meine Liebe zu ihr kannten keine Grenzen! Für dies Alles — für die Lichter, Weihrauch, Wein, die zur Seelenmesse gebraucht wurden, so wie für das sechs Wochen hindurch ununterbrochen währende Lesen der Gebete für ihr Seelenheil — außerdem gingen mir 50 Rubel Assignationen, die ich als Draufgeld für den Grabstein gegeben, verloren — für dies Alles habe ich von meinem Gelde 750 Rubel in Assignationen ausgegeben — 150 Rubel für den Kauf eines Platzes auf dem Kirchhof mit eingerechnet!

„Daß doch Deine wohlthätige Seele den Ruf eines Verzweifelten und in den Abgrund der schrecklichsten Qualen Gestürzten anhören möge! Nur Dein Mitgefühl und Deine Menschenliebe können einem Verlorenen das Leben wiedergeben! Zwar lebe ich noch — doch in Anbetracht der Leiden meiner Seele und meines Herzens bin ich todt — ich bin todt, wenn ich bedenke, was ich war — und was ich bin! Ein Krieger war ich, diente meinem Vaterlande treu und in Wahrheit,

wie es einem ächten Russen und treuen Unterthan unleugbar geziemt! — War ausgezeichnet worden durch nur seltene Anerkennungszeichen — hatte ein, meiner Geburt und meinem Range entsprechendes Vermögen — und jetzo beuge ich meinen Rücken krumm, um nur ein täglich Brot zu haben — ich bin todt, wenn ich namentlich bedenke, welchen Freund ich verloren .... wie soll ich nach dem Allen noch leben? Doch seinen Lebenslauf verkürzt man nicht, noch thut sich die Erde auf, eher wird sie zu Stein! Deshalb rufe ich Dich an, tugendhafte Seele, gebiete Schweigen dem Gerede, laß Dich nicht von Allen verdammen — daß ich für eine solche grenzenlose Ergebenheit, wie die meinige, kein Obdach habe, setze Alle durch die mir erwiesene Wohlthat in Verwunderung, wende die Zunge der Boshaften und Neider zur Verherrlichung Deiner Vorzüge! — Und höre, wage ich mit aller Demuth hinzuzufügen, Deine theure Tante im Grabe, die unvergeßliche Agrippina Iwanowna, welche für Deine rechtzeitige, mir gewidmete Hilfe, durch meine Gebete, ihre segnenden Hände über Dein Haupt breiten wird. Gieb Ruhe für die letzten Tage dem vereinsamten Greise, der ein anderes Schicksal erhoffen durfte! Im Uebrigen habe ich mit tiefer Ehrerbietung das Glück, mich zu zeichnen,

Gnädige Frau,

als Ihren ergebenen Diener
Wassilij Guskoff,
Oberst und Ritter."

XVI.

Einige Jahre darauf besuchte ich wieder das Dörfchen meines Freundes . . . Wassilij Tomitsch war schon lange todt! Er war bald nach meinem Dortsein gestorben. „Gurke“ aber lebte noch. Er führte mich zum Grabe von Agrippina Iwanowna. Ein eisernes Gitter umgab einen großen Grabstein, auf dem eine ausführliche und glänzende Grabschrift prangte! Dicht daneben, wie zu ihren Füßen, erblickte ich eine kleine Erhöhung mit einem zur Seite geneigten Kreuze: Der Knecht Gottes Oberst und Ritter Wassilij Guskoff ruht unter diesem Hügel . . . Seine Asche hat endlich ein Plätzchen gefunden neben der Asche des Wesens, dem er mit einer solchen grenzenlosen, ja unsterblichen Liebe zugethan war!

Inhalts-Verzeichniß.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Ladislas Bolski.

Von Victor Cherbuliez.

Deutsch von Claire von Glümer.

2 Bände. Octav. Preis 1 Thlr. 18 Sgr. = 2 fl. 52 kr.

Victor Cherbuliez, dessen in der Revue des deux Mondes veröffentlichte Artikel „Preußen und Deutschland" so großes Aufsehen gemacht haben, gibt im vorliegenden Buche sowohl einen höchst interessanten Roman, wie eine feine psychologische Studie. Ladislas Bolski, ein junger Pole, der im Auslande erzogen wurde, geht nach Polen, um für die Befreiung seines Vaterlandes thätig zu sein und geräth in russische Gefangenschaft. Vergebens sucht man ihn durch Versprechungen, Drohungen und Quälereien aller Art zum Verrath seiner Sache zu treiben; er bleibt fest, bis eine russische Fürstin erscheint, die er leidenschaftlich liebt. Ihr gelingt es, ihn zum Treubruch zu verleiten. Der Kampf in der Seele des Unglücklichen, der endlich am Bewußtsein seiner Ehrlosigkeit zu Grunde geht, ist meisterhaft geschildert und seine Sühne so schwer, daß wir mit einem Gefühl von Versöhnung von ihm scheiden. Alle Gestalten des Romanes: der Vater des Helden — ein leichtsinniger polnischer Edelmann, seine Mutter — eine edle, fromme Frau, der Fanatiker Trousko, der brave Schweizer Richard, die russische Fürstin &c. treten uns lebendig vor die Seele. Die Situationen sind farbenreich, spannend, zuweilen tief erschütternd und die Darstellung, wie sie sich bei Cherbuliez, einem der glänzendsten Mitarbeiter der Revue des deux Mondes von selbst versteht, fein, edel, poesievoll und wahr.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Töchter des Obersten.

Roman

von

Amely Bölte.

2 Bde. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 26 Sgr. = 2 fl. 94 kr.

Dieses neue Werk der beliebten Schriftstellerin ist augenscheinlich dem Leben entnommen und mit großer Vorliebe von ihr geschrieben worden. — Oberst von Möllenkamp nimmt seine Pension und siedelt von Berlin nach Dresden über. Damit tritt eine Veränderung in seinem häuslichen Leben ein, welche dem Leser ein Familien-Drama vor Augen führt, das er mit gespanntestem Interesse verfolgt. Die jüngere Tochter schließt, um sich zu versorgen, eine Ehe mit einem geistvollen Journalisten, und ihre Hochzeitsreise, welche sie an einen herzoglichen Hof führt, bildet den Höhepunkt dieser äußerst pikanten Erzählung.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.



